Es Wird Noch Alles Recht

ZEITPREDIGTEN
von
Dr. G. C. Berkemeier

LIBRARY OF CONGRESS
1800

Es wird noch Alles recht!

Es wird noch Alles recht!
Mit treudeutschem Gruß,
G. C. Bakemeier.

Es Wird Noch Alles Recht

Zeitpredigten

von

Dr. G. C. Berkemeier

Zweite Auflage

Verlag von Steiger & Co.

New York

1916

E184
.G3B33
1916

3
Copy
4
10
47

Nachdruck geboten.

Sr. Exzellenz

dem Grafen Johann von Bernstorff,

Kaiserlich Deutschem Botschafter
in Washington,

dem Manne mit starkem Herzen, klugem Kopfe und feinem Takte, dem, nächst Gott, wir Deutsch-Amerikaner es zu verdanken haben, daß es in kritischer Zeit nicht zu einem Bruch mit dem alten Vaterlande gekommen ist,

in tiefster Verehrung
gewidmet
von dem Verfasser

Dr. G. C. Berkemeier,

Direktor vom Wartburg-Waisenhaus, Mt. Vernon, N. Y., deutscher Sekretär des General-Konzils der evang.-luth. Kirche in Nord-Amerika.

„In dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, durch Waffen der Gerechtigkeit, zur Rechten und zur Linken; durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte; als die Verführer, und doch wahrhaftig; als die Unbekannten, und doch bekannt; als die Sterbenden, und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten, und doch nicht ertötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich." 2. Korinther 6, 7—10.

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Es wird noch Alles recht	9
Auf hoher Warte	13
Mühselig und beladen	17
Ich bin auch ein römischer Bürger	22
Geist und Materie	26
Dankest du so deinem Gott, du toll und töricht Volk?	30
Laßt euch nicht leithammeln, amerikanische Bürger	35
Das Kreuz Christi und drei andere Kreuze	39
Heimat und Heimweh	44
Lieder in der Nacht	48
Die rechte deutsche Wartburg	52
„Der Gerechten Pfad glänzet wie ein Licht, das da fortgehet und leuchtet bis auf den vollen Tag!“	57
Ein Wort an die deutsche Jugend	61
Ein Haus mit ihm selbst uneins	65
Selig sind die Friedfertigen	69
Laßt uns als Deutsche die Sentimentalität ablegen!	73
Krieg und Musik	77
Ein trauriges Konzert	82
Zum Vierten Juli 1915	86
Weihnachten, deutsche Weihnachten	90
Weihnachten und Heimweh	93
Das Wiedererwachen und Hervorbrechen der deutschen Volksseele	96
Das Lob der deutschen Frau	100
Laßt unsere Jugend den Krieg miterleben	105
Geld regiert die Welt	109

Seite

Pax vobiscum! 113
Betrachtung zu des Kaisers Geburtstag 1915 . . . 118
„Ich werde nicht sterben, sondern leben, und des Herrn Werk verkündigen!“ 121
Der Pflug kein Fluch! 125
Das Kreuzmysterium 129
Unter dem Schatten Aegyptens 133
Wird unser amerikanisches Volk zur Selbsterkenntnis kommen? 137
Wahrer Amerikanismus 141
Das Grab, die Heldenwiege der Menschheit 145
Ein offener Brief an den Präsidenten der Vereinigten Staaten 149
An Open Letter to the President 151

Es wird noch Alles recht

Laßt freudig wehn die deutschen Fahnen,
Laßt brausen Luthers Schlachtgesang,
Die hohen Geister uns'rer Ahnen
Geleiten siegreich unsern Gang.
Laut tönt der Feinde Kriegsgeschmetter,
Der ganzen Menschheit tönt es Spott —
Wohlauf denn, *sie* für ihre Götter,
Wir für die Wahrheit, wir für Gott!

Nach den siegreichen Schlachten von 1866 bekannte Bismarck: „*Damals sah ich den Herrgott durch die Weltgeschichte schreiten und sprang zu, seines Mantels Zipfel zu ergreifen!*“ Was würde Bismarck erst in unserer großen Zeit sagen, wo unser deutsches Volk einmütigen Sinnes im Geiste der Opferfreudigkeit und des Gottvertrauens zur Wahrung seiner höchsten Güter gegen eine Welt von Feinden kämpft und einen wunderbaren Sieg nach dem anderen davonträgt; da die deutsche Kriegsmacht, der in aller Welt verleumdete und verunglimpfte „deutsche Militarismus“, eine *Geistesmacht* darstellt, die der äußeren Gewalt einen unvergleichlichen inneren Gehalt verleiht; da der religiös geweihte und patriotisch entflammte deutsche Geist sich trotzig und unaufhaltsam Bahn bricht und über Lug und Trug und Heuchelei und Perfidie und all die entfesselten Geister der Hölle im furchtbar ernsten Entscheidungskampf siegreich hervorgeht. Wahrlich, in unseren Tagen sehen wir unseren Herrgott durch die Weltgeschichte schreiten — wir sehen staunenswerte Wunder: „Kommt her und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solch Zerstören anrichtet; der den Kriegen steuert in aller Welt; der Bogen bricht, Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennet. Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin. Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz!“ Ps. 46.

Noch ist der Ausgang dieses Krieges nicht entschieden — äußerlich nicht. Innerlich aber hat das deutsche Volk die feste, unerschütterliche Zuversicht, daß es für Gerechtigkeit und Wahrheit kämpft und darum den Allmächtigen zu seinem Bundesgenossen hat. Es kann darum in stolzer Ruhe und fröhlicher

Zuversicht sprechen: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Ein solcher Glaube ist unüberwindlich. Es wird noch alles recht! — wenn auch Ausgang und Ziel im Augenblick noch verborgen sind. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben! Die schwere Artillerie draußen auf dem Schlachtfeld muß jetzt oft schießen, ohne das Ziel zu sehen. Unten laden die Kanoniere ihre Geschütze und hoch über ihnen im Fesselballon schwebt einer, der sieht das Ziel und gibt die Direktive. So leitet Gott von oben den Kampf. Er hat unser Volk in diesen Kampf hineingeführt, hat es bisher im Kampfe wunderbar geleitet und wird es auch zum sicheren Ziele hinausführen, denn seine Augen durchdringen jegliches Dunkel der Zukunft. Er hat unserem Volke zur Erfüllung seiner weltgeschichtlichen Mission schon so oft in seiner tränenreichen Geschichte beigestanden. Er hat geholfen. Er hilft. Er wird weiter helfen. Man hat in diesem Kriege vielfach die Meinung ausgesprochen, daß den heutigen Belagerungsgeschützen keine Festung standhält. Das scheint durch die bisherigen Ereignisse erwiesen zu sein. Aber eine Festung wissen wir doch, die uns kein Riesengeschütz zerstören kann: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ die teuflischste Bosheit der Feinde kann dem deutschen Volk diesen Hoffnungsgrund nicht zerstören — „Und ob die Welt voll Teufel wär!“ die überwältigendste Uebermacht kann es nicht überwältigen: „Es streit' für uns der rechte Mann!“

Im Jahre 453 war eine der furchtbarsten Schlachten der alten Geschichte, die Schlacht auf den katalaunischen Feldern. Unheimlich groß die Wucht, mit der die Massen aufeinander prallten, unheimlich blutig, so daß man sich im Volk erzählte, der Bach, der über die Schlachtfelder geflossen, sei bis oben hin voll Blut gewesen, und die totmüden Krieger hätten doch aus ihm getrunken, um nur ja durchhalten zu können. Um was handelte es sich in dieser Schlacht? Es handelte sich in diesem Ringen um den Gegensatz der christlichen Welt zur heidnischen. Es standen zwei Kulturen, zwei innerlich geschlossene Organismen, zwei Seelen gegeneinander in diesem Entscheidungskampfe. Mit richtigem Empfinden dafür sagte nachher die Sage, als die Schlacht zu Ende gewesen sei, hätten die Geister der Erschlagenen noch drei Tage in der Luft gegeneinander gekämpft. Meine lieben deutschen Brüder, der gegenwärtige Kampf ist auch ein Kampf der Geister. Wie verschieden diese Geister sind,

wie grundverschieden, das haben viele von uns früher schon gefühlt und geahnt, das ist aber in dieser Zeit des Krieges, wie so manches andere, erst vollends an den Tag gekommen — und es ist gut, daß es endlich an den Tag gekommen.

Gewiß, das deutsche Volk kämpft jetzt für seine Existenz; aber es geht nicht darin auf, sondern strebt darüber hinaus. Es will der Welt den Frieden bringen, der Eintracht ist, Ergänzung des Lebensaustausches in der Entfaltung und im Wettbewerb aller Kräfte; aber keinen heimlichen, heimtückischen Krieg, wie die sogenannte „Friedenszeit" der vergangenen Jahrzehnte. Für diese widerliche Friedensheuchelei, die das phrasenhafte Lied singt von Zivilisation, Freiheit, Menschenwürde, Gerechtigkeit, Duldung, und sich jetzt als eine schauerliche Hölle von Gemeinheit, Lüge, Verstellung und Heuchelei offenbart, darf es in Zukunft keine Existenzmöglichkeit mehr geben. Gott helfe unserem Volke, das alte Europa und unser neues Amerika auf den Fels deutscher Wahrhaftigkeit, Treue und Menschlichkeit zu stellen. Und auch darüber wollen wir uns klar werden, daß mit diesem Kriege dieser Kampf noch lange nicht zu Ende sein wird; nach Krieg und Friedensschluß geht das Seelenringen, dieser Geisterkampf noch weiter — dann müssen die Geister der Erschlagenen und wir mit ihnen noch lange weiter ringen; aber in einem solchen Ringen und Kämpfen für Gott und Wahrheit und Gerechtigkeit und Menschlichkeit liegt der höchste Adel des Menschen; und wir lassen uns den Glauben nicht nehmen, daß es trotz aller Hindernisse und zeitweiligen Enttäuschungen doch vorwärts geht, vorwärts und aufwärts mit dem menschlichen Geschlechte; daß die Wahrheit zuletzt doch siegen wird über die Lüge; daß eine Zeit noch kommen wird, da „Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen; da Treue auf Erden wachse und Gerechtigkeit vom Himmel schaue."

Wenn wir auf den epochemachenden Gang der Geschichte in gegenwärtiger Zeit blicken, dann müssen wir die Hände falten und mit dem Apostel anbetend ausrufen: „O, welch' eine Tiefe des Reichtums, beides der Weisheit und Erkenntnis Gottes, wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!" Der Durchschnitts-Amerikaner, der aus der trüben Quelle der grenzenlos seichten, wenn nicht lügnerischen englischen Tagespresse schöpft, hat nicht die blasseste Ahnung davon, was das gegenwärtige Ringen und Kämpfen für unser deutsches Volk

und für alle Völker bedeutet. Wir sagen noch mehr. Wir bekennen offen und ehrlich, daß auch wir kaum eine Ahnung haben von den ungeheuren, welthistorischen Folgen dieses Kampfes. So viel wissen wir aber und predigen wir in dieser Zeit: die Stunde ist gekommen, da Gott der Herr Fragen und Probleme, mit denen Diplomaten und Ministerien und Staatsmänner Jahrzehnte lang gespielt, endgiltig lösen wird. Gottes Sturmwind weht einmal wieder und zerstreut die Spreu von seiner Tenne. Es kommt der Herr, das Erdreich zu richten. Er wird den Erdboden richten mit Gerechtigkeit und die Völker mit Recht. Die Völker sind in seiner Hand, wie die Tropfen am Eimer. Die Reiche und Throne wanken: aber sein Reich ist ein ewiges Reich. „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sänken!"

Ist auch die Welt jetzt voll Getümmel,
Voll wilder Lust, voll Streit und Brand,
Und gellt hinauf zum Sternenhimmel
Das Angstgeschrei aus Menschenland,
Und ist verwirrt die Weltgeschichte
Voll blutigem Parteigefecht,
Als ging noch Alles bald zu nichte,
Getrost — **es wird noch Alles recht!**

Auf hoher Warte

Die welterschütternden Ereignisse der Gegenwart stellen uns auf eine hohe Warte. Von einer hohen Warte aus gewinnt man eine Uebersicht. Erst die rechte Uebersicht führt zur klaren Einsicht. Zur Uebersicht gehört aber ein Blick zurück auf das, was hinter uns liegt, und auf das, was vor unseren Augen sich entschleiert, ein rechtes Verständnis für Vergangenheit und Zukunft, Altes und Neues. Es gibt solche, die die Vergangenheit verachten, von ihr nichts wissen, haben und lernen wollen, das „gestern" hat für sie ebenso wenig Interesse wie Bedeutung, und was davon übrig geblieben, damit machen sie tabula rasa. Für sie gibt es keinen Hyphen, d. h. Bindestrich. Seit ihrer Entbindung fühlen sie sich ungebunden — es ist eine verwegene Bande! Sie halten es unter ihrer Würde, in irgend jemandes Fußtapfen zu treten, sie wollen selbständige, neue Bahnen gehen. Die Geschichte der Menschheit hebt erst an mit dem Tage ihrer Geburt. Das sind die Modernen. Das ist zum großen Teil das heutige Geschlecht. Das ist vor allem Jungamerika. Und wenn wir von Jungamerika reden, so meinen wir nicht nur die jungen Leute in Amerika. Ganz Amerika ist noch jung. Was ist die Geschichte von etlichen hundert Jahren im Vergleich zu der vieltausendjährigen Geschichte anderer Völker? Jugend ist noch keine Untugend, aber bringt allerlei Gefahren mit sich. Nichts würde sich als ein besseres Korrektiv für solche Gefahren erweisen als ein gründliches Geschichtsstudium; Tatsache jedoch ist, daß kein Fach auf unseren höheren und niederen Schulen so stiefmütterlich behandelt wird, wie gerade die Weltgeschichte — meistens ist es nur die Geschichte der Vereinigten Staaten und die von England, und die Geschichte der Vereinigten Staaten wird geflissentlich in Englands Interesse zurechtgedoktert (wie das zu erklären und was für politische oder andere Einflüsse dahinter stecken, ist uns ein Rätsel, aber ein Rätsel, das noch gelöst werden muß!) Auf keinem Gebiete ist darum der Amerikaner so schlecht beschlagen als auf dem Gebiete der Geschichte, und der daraus resultierenden Unselbständigkeit des eigenen Urteils halber hat die englische Presse es fertig gebracht, die blöd-

sinnigsten und unglaublichsten Münchhausiaden in dieser Zeit, da wir auf hoher Warte stehen sollten, dem amerikanischen Volke von Tag zu Tage aufzutischen. Das ist die eine Seite.

Auf der anderen Seite gibt es immer noch eine Partei der Konservativen, die wissen wollen, wo sie herkommen, ehe sie sich entscheiden, wo sie hingehen; die lernen möchten von der Weisheit der Alten und profitieren von den Erfahrungen ihrer Vorgänger. Sie sind nicht [illegible] in sich selbst verliebt, daß sie meinen Wurzel, Baum und Frucht, alles in vollendeter Selbständigkeit zu sein, und zwar aus ureigenem Können und Vermögen; sondern sie ehren pietätvoll den Boden, auf dem sie gewachsen, und die Wurzeln, aus denen sie entstammen und die die Kraft bilden ihres innersten Wesens. Freilich kommt es auch vor, daß in dieser Klasse solche sich finden, die zu den Altertumskrämern zu rechnen sind — die alles Alte lieben, weil es alt ist, und je größer der Modergeruch, desto größer ihre Begeisterung. Das sind nun wieder M o d e r — ne in ganz anderem Sinn.

Was ist denn nun die rechte Stellung zum Alten? Von vorneherein ist es notwendig, daß wir uns darüber klar werden, d a ß w i r d i e F e s s e l n d e s A l t e n n i c h t e i n f a c h a b s t r e i f e n k ö n n e n, a u c h w e n n w i r w o l l t e n. Was kann neuer sein, als ein neugeborenes Kind? — und doch liegt dies Kind in den Fesseln des Alten. Ehe es selbständig denken lernt, muß es seine Werkzeuge aus der Truhe der Vergangenheit holen. Die Sprache, die es sprechen lernt, die ganze Ideenwelt, in die es durch seine Umgebung unwiderstehlich hinein gezogen wird, das alles empfängt es als unverleugbares Erbe aus der Vergangenheit. Jedes Wort in unserer Sprache ist ein Denkmal hundertjähriger, tausendjähriger Geschichte, ein Produkt früherer Geistesarbeit. Wir schwimmen heute in einem Ozean geistigen und intellektuellen Besitzes — Literatur, Tradition, Sprichwörter, Volksgeist und Volksseele; ein Ozean, der gebildet worden ist durch die ungezählten Bächlein einzelner Persönlichkeiten, die im Laufe der Zeiten das große Volkserbe uns hinterlassen haben. Unter diesen Persönlichkeiten gibt es einzelne überragende Geisteshelden, die all unserem Denken und Empfinden den Charakter aufgeprägt haben. Die Vergangenheit wirkt fort in der Gegenwart und gestaltet die Zukunft. Jedes Stück, das von dem Alten abbröckelt, findet seine Verwendung in dem Aufbau des Neuen, und das Neue ist nur stabil, wenn es aufgebaut ist, nicht wie ein Schloß in die Luft, sondern auf dem bewährten Funda-

mente des Alten. Es gibt schließlich nichts Neues unter der Sonne, sondern nur eine weitere Entwickelung des bereits Bestehenden. Alles ist Same und alles ist Ernte. Der Bindestrich der Geschichte ist die Herzwurzel des Baumes.

Und doch, dasselbe zwingende Gesetz, das uns mit Händen und Füßen an das Alte fesselt, zwingt uns mit derselben Notwendigkeit zum Neuen. Es ist zwecklos, sich dagegen stemmen zu wollen. Der Geist des Menschen rebelliert gegen jeden Aufenthalt in der Geschichte. Das mächtige Schwungrad der Zeit saust unaufhörlich weiter fort, und niemand kann ihm Einhalt gebieten. Unsere christliche Religion bekämpft nicht das Neue — im Gegenteil, ihr Zweck und Ziel ist, nicht nur den einzelnen, sondern die ganze Erde zu erneuern. „Siehe, ich mache alles neu!" spricht der Herr. Stillstand ist Rückgang. „Wer nicht besser wird, hört auf, gut zu sein." Der große Ethiker Wundt tut den Ausspruch: „Das innerste Wesen der Sittlichkeit liegt in dem unaufhörlichen, nimmerrastenden Streben nach Vollkommenheit". So mit dem einzelnen, so mit der ganzen Menschheit.

Wie wunderbar ist doch der Gang der Geschichte. Jedes Jahrtausend, jedes Jahrhundert, ja in unserer ereignisvollen Zeit kann man sagen: jeder Tag bringt etwas Neues, ganz Neues hervor. Und doch ist alles nur eine rationelle, planmäßige Entwickelung nach festen, unwandelbaren Gesetzen. Gott sitzt im Regimente, und wir armen Menschenkinder können oft sein Eingreifen in den Gang der Geschichte so wenig verstehen, wie ein Wurm es verstehen kann, wenn der Mensch mit der Schaufel eingräbt in den Boden und ihm sein Nest, vielleicht ihn selbst, zerstört. Wer den Gang der Geschichte verstehen will, muß sein Haupt hoch emporheben und weit, weit zurückblicken und weit, weit hinausschauen; er muß nicht nur Ideen, sondern Ideale haben, Ideale im besten Sinne des Wortes, die weiter nichts sind als Urideen des Guten und Wahren, das tiefe Empfinden und Vorahnen zukünftiger Realitäten. Gott nimmt sich Zeit zum Auswirken seiner Pläne. Tausend Jahre sind vor Ihm wie der Tag, der gestern vergangen ist. Unsere Augen gehen schneller als unsere Füße; — kein Wunder, daß wir so oft stolpern.

Schauen wir nun von der hohen Warte der sturm- und drangvollen Gegenwart, so müssen wir allerdings bekennen: es ist böse Zeit! Kriegszeit ist böse Zeit. Bismarck sagt: „Jeder Krieg,

auch der siegreiche, ist ein großes Unglück für das Land, das ihn führt." Dieser Krieg bestätigt es in markerschütternder Weise. Zerstampfte Fluren, brennende Dörfer, zerstörte Städte, flüchtende Bewohner, Massengräber hier und da mit bleichenden Gebeinen — wer zählt sie alle, die Wunden, die dieser Krieg schlägt? Doch das ist das Furchtbarste noch nicht. Das Furchtbarste ist die Frivolität, die Brutalität, die Bestialität, die dieser Krieg offenbart hat, die Lüge und Heuchelei, die Unaufrichtigkeit und Unlauterkeit, die Ehrlosigkeit und Schamlosigkeit, die durch diesen Krieg an den Tag gekommen ist.

Und doch, trotz alledem, wagen wir zu behaupten, es ist eine große, eine herrlich große Zeit, in der wir leben! Nicht nur die Mächte der Finsternis regen sich, noch viel mehr die Kräfte des Lichtes. Das Erdbeben wirft nicht nur Rauch und Lava aus, es bringt auch verborgene Quellen zum Durchbruch. Heute handelt es sich nicht nur wie vor hundert Jahren um die Befreiung des Vaterlandes, nicht wie vor fünfundvierzig Jahren um die Einigung des Volkes; heute handelt es sich um die ganze Existenz des Deutschtums, um Sieg des deutschen Geistes, der deutschen Kultur; — handelt es sich um den Sieg der Wahrheit über Lüge, der Gerechtigkeit über Ungerechtigkeit. Eine neue Weltperiode bereitet sich vor. Gott lenkt die Schlachten. Er wird auch dieses ungeheure Völkerringen nicht in Sinnlosigkeit ersticken lassen, sondern es zu einem Ende und Ausgang führen, der das innerlich notwendige Ergebnis der bisherigen Geschichte ist und darum eine Grundlage für ein neues Vorwärts der Menschheit. Durch dunkle Nacht, durch blut'ge Schlacht — zum goldnen Morgen auferwacht! Festgewurzelt im heiligen Boden der Geschichte, mit unerschütterlichem Glauben im Kampfe der Gegenwart, gehen wir hoffnungsfreudig der Zukunft entgegen. Es wird noch Alles recht!

Mühselig und beladen

Das Glöcklein läutet. Unter der Schar von Kindern sehe ich ein Knäblein an der Hand des Vaters zum ersten Mal zur Schule gehen. Ich schaue dem kleinen Gesellen nach, und meine Seele ist bewegt. Die sorglose Zeit ist nun vorbei, und es heben für den kleinen Erdenbürger die Mühen des Lebens an, er wird eingereiht unter die Lastträger der Erde.

Ein anderes Glöcklein läutet, sechzig, siebzig Jahre später — das Totenglöcklein. Sie tragen hinaus zur letzten Ruhestatt den müden Erdenpilger, der treu geblieben bis zum Tod, der seine Last getragen, bis daß er zuletzt darunter zusammengebrochen. Ueberblicke ich den sauren Weg von dem Tage an, da die Schulglocke den Ernst und die Arbeit des Lebens eingeläutet, bis zu dem Tag, da das Totenglöcklein den mühevollen Tag ausläutet: welche Lasten hat der Mensch da nicht getragen, welche Mühen nicht durchkostet. „Wenn das Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." Das ist allgemein Menschenlos!

Es ist staunenswert, welch große Lasten der kleine Mensch imstande ist zu tragen. Wir haben es mit unseren Augen gesehen, wie ein Athlet zehn Zentner mit seinen Armen emporgehoben hat. Doch es sind nicht eigentlich diese Lasten, die wir jetzt im Auge haben. Kamele und Elefanten übertreffen den Menschen in solchem Lasttragen. Nein, der Mensch hat ganz andere Lasten zu tragen, unsichtbar zwar, aber unendlich schwerer und drückender als nur äußere Bürden. Es ist das das Erbe des Menschen. Mit dem ersten Schulgang fängt das an, und von dem Tage an wächst diese Last mit den zunehmenden Jahren. Wir beginnen unser Leben wie junge Füllen, frei und ausgelassen umherspringend; aber nur zu frühe hascht uns der bittere Ernst des Lebens, legt uns Zaum und Gebiß an, zwingt uns eine Bürde nach der anderen auf, fügt mehr und immer mehr hinzu, so daß wir nach und nach schier erdrückt werden, und von einem Tage zum anderen uns bange fragen, woher wir die Kraft nehmen sollen, dies alles zu tragen. Es hat alles sonst Maß und Ziel, nur die Anforderungen, die an den Menschen gestellt werden, sind grenzenlos, und es erheischt die Menschenwürde, daß er sich „darunter beuge". Das Wort „unerträglich" ist eines Mannes unwürdig.

Der Mensch ist dazu bestimmt, Lasten zu tragen. Ach, wir wissen's! Wir kommen zusammen in fröhlichen Stunden im trauten Verein. Wir vergessen auf einen Augenblick unsere schweren Lasten. Wir plaudern und erzählen, scherzen und lachen, bis daß es zum Aufbruch kommt — und da kommen wir nach der kurzen Zerstreuung wieder zu uns selbst. Da wird auf einmal das Gesicht ernst, das Auge trübe und das Herz schwer — man kehrt zurück, ein jeder zu seiner Bürde. Man trägt sie am Tage, man nimmt sie mit in die Nacht, man erwacht mit ihr am Morgen, man fühlt immer den Druck, man fühlt immer gedrückt. Und doch ist es nicht männlich zu murren. Das Klagen ist eines Mannes unwürdig. Sollst Zähne zusammenbeißen und tragen. „Lerne zu leiden, ohne zu klagen," denn die Bürde des Menschen ist zugleich seine Würde, die Last eines starken Menschen Lust. Mensch sein und Lasten tragen, gehört zusammen. Dazu sind wir bestimmt, so gut wie ein Schiff bestimmt ist für seine Fracht — das leere Schiff schaukelt und rollt und verursacht die Seekrankheit, und kommt ein starker Sturm, dann ist es in größter Gefahr, umgeworfen zu werden. Der Mensch ist dazu bestimmt, Lasten zu tragen. Das ist nicht nur sein Schicksal, sondern auch seine Ehre.

Je weiter wir im Leben kommen, desto größer und schwerer werden unsere Lasten. Es wird von einem römischen Athleten erzählt, daß er lernen wollte, einen Stier zu tragen. Er fing mit einem Kälblein an und trug es jeden Tag auf seinen Schultern. So nach und nach wurde die Last immer größer, aber auch die Kraft, und zuletzt hat er es fertig gebracht, den herangewachsenen Ochsen zu tragen. Der Dichter sagt: „Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken." Genau so. Im Tragen lernen wir das Tragen. Das Kind wächst heran. Aus dem Knaben wird ein hoffnungsvoller Jüngling, mit großartigen Plänen für die Zukunft. Aber es kommt viel anders, als er geplant. Es kommt der Ernst des Lebens. Es kommen die Aufgaben und Pflichten. Es kommt die Verantwortung des Hauses und der Familie. Es kommt der Kampf ums Dasein. Jawohl, ein Kampf ist es, ein bitterernster Kampf; aber in diesem Kampfe und durch denselben entwickelt sich erst der Mut des Menschen und seine Kraft. Er wußte gar nicht, was er zu leisten vermochte, bis daß er ins Gedränge kam und gelernt hat, sich tapfer durchzuschlagen. Er wundert sich über seine frühere Schwäche. Der Ernst des Lebens macht den Menschen ernst. Der Kreis der Pflicht erweitert sich. Man steht nicht mehr allein. Man fing an als Kind, und ist jetzt

selber verantwortlich für Kinder. Sie spornen uns an, ihretwegen bis aufs Aeußerste auszuharren und Stand zu halten, wenn wir oft verzweifelt ausrufen möchten: „meinetwegen mag es gehen, wie es will," meinetwegen — aber wir stehen nicht mehr allein. Es haben sich andere hinzugesellt, die uns wichtiger sind als unser eigenes Leben. Da lernt man selbstlos werden. Der heidnische Philosoph Aristoteles schildert den freien Mann als einen, „der für sich selbst lebt und nicht, wie ein Sklave, für andere." Der Gründer der christlichen Religion dagegen sagt: „Ich bin nicht gekommen, daß ich mir dienen lasse, sondern daß ich diene." Aristoteles Beschreibung eines Sklaven ist unser Ideal geworden — „ich dien'!" Auch der enge Kreis der Familie erschöpft noch nicht die Verantwortlichkeit eines Mannes; ja, es können Pflichten an ihn herantreten, die selbst die eigene Familie gänzlich in den Hintergrund treten lassen. Es ruft das Vaterland, und der Gatte reißt sich los von Weib und Kind — seine Familie ist jetzt das eigene Volk, sein Haus das große Vaterland, für das er alles, alles opfern kann. Es ist rührend zu sehen, welche Opfer da gebracht werden. Der Bauer holt im Stillen die Pferde aus dem Stall, die treuen Gehilfen seiner Arbeit und schenkt sie dem Vaterlande. Aber noch mehr; die Gattin heißt freudigen Herzens den Gatten ziehen und zieht die Trauer der Witwenschaft der Schmach des Vaterlandes vor; die Braut heftet dem Bräutigam die Eisenbraut, das Schwert, um die Lenden und sieht ihm, wenn auch unter Tränen, so doch stark und entschlossen nach; der Vater ruft seinem jungen Sohn, dessen Arm stark geworden, und schickt ihn segnend in den blutigen Kampf, vielleicht in den Tod. Das schneidet ins Herz, aber „fürs Vaterland!" muß alles geopfert werden: Geld und Gut, Haus und Hof, Acker und Vieh, Weib und Kind, ja das eigene Leben. Das deutsche Volk wagt es, dem Haß gegen alles Deutsche die Spitze zu bieten und seine Vaterlandsliebe leuchtet in die Nacht der nationalen Trübsal hinein als die Säule, die den Weg zeigt zum Krieg und den Sieg verbürgt. Gott ist bei unserem Volke auf dem Plane mit seinem Geist und Gaben, mit Glaube und Treue, mit Liebe und Brudersinn, mit Heldenmut und Aufopferung bis in den Tod, und darf getrost das Lutherwort aus dem Geistlichen ins Irdische, aus dem Ewigen ins Deutsche übersetzt und auf das Vaterland, auf das Deutsche Reich, angewandt werden:

Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß fahren dahin! Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben!

Auf unseres Volkes Schultern liegt eine Last, schwer genug, es zu Boden zu zwingen und zu zermalmem. Dazu gehört mehr als nur ein Hurrapatriotismus, der einmal oder hundertmal „Deutschland, Deutschland über alles" oder „Die Wacht am Rhein" singt, der der blutenden, sterbenden Verteidiger des Vaterlandes gedenkt und nachher im lustigen Walzer sich dreht und in wüste Ausgelassenheit sich stürzt. O welch ein Heldentum beweisen heute unsere Brüder im alten Vaterlande! Nur nach und nach, im mühsamen Vorwärtsdringen, wo jeder Schritt mit Blut bezahlt wird, erkaufen sie jetzt den Sieg. Sie ziehen dahin unter den erdrückendsten Beschwerden und unsäglichsten Leiden und Entbehrungen auf einem Weg, auf dem zunächst kein Hurra erklingt, und doch die Tapferkeit, die vor keiner Aufgabe zurückschrickt, ihre schönsten Siege erkämpft. Das sind Herzen, die unter den Mühen der Märsche, unter den Schrecken der Schlacht, unter dem Donner der Kanonen nicht zittern und zerbrechen, sondern fest bleiben, indem sie über sich steigen zu dem Gott, der da spricht: „Ich gebe den Müden Kraft und Stärke genug den Unvermögenden."

Bei solchem Aufblick kann man auch unter der schwersten Last unbeugsam bleiben in dem Glauben: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein!" Als der Märtyrer Laurentius bei lebendigem Leibe geröstet wurde, rief er aus: „So, diese Seite ist fertig, jetzt dreht mich herum auf die andere Seite!" Die Geschichte kennt zu allen Zeiten solche Märtyrer für Wahrheit und Recht, Herzen kryſtallrein, Herzen entflammt von dem Feuer heiliger Begeisterung, Herzen weich wie Wachs und hart wie Stahl. Solch ein Märtyrervolk ist gegenwärtig unser deutsches Volk, das sich seiner ungeheuren Aufgabe gewachsen zeigt und stark und mutig und unbeugsam auch die schwersten Lasten trägt, darum weil es in demütiger Beugung und unüberwindlichem Glauben spricht:

Mit unſ'rer Macht ist nichts getan,
Wir sind gar bald verloren,
Es streit' für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbst erkoren.

Und fragst du, wer der ist? — Es ist derselbe, der auch dir und mir zuruft: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden!" und der bei all den Mühen und Lasten des Lebens dem armen mühseligen, schwerbelasteten Menschen, auch dir und mir, zuruft: „Kommt her zu Mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken."

Der Mensch ist klein und groß, je nachdem. Klein ist er und sterblich; — und doch sucht er das Ewige. Begrenzt ist er und eingeengt in seinem physischen Vermögen, — und doch ohne Schranken in dem kühnen Adlerflug seiner Seele. Ein paar Schaufeln voll Erde genügen, um seinen Leib zu decken, — und doch dringt sein Geist ins Unendliche. Als ein Sohn der Erde hat er nichts; — die Füchse haben Gruben und die Vögel ihre Nester, aber der Mensch bleibt auf Erden ein Fremdling, er findet keine Ruhe im Irdischen, kein Kissen für das Haupt, keine Heimat für das Herz; aber als Gotteskind ist er ein Erbe aller Dinge. Als Gotteskind sinkt er nieder, wenn die Welt ihn erhebt. Wenn die Lasten und Bürden des Lebens ihn auf den Boden niederzuwerfen drohen, dann, gerade dann, steigt er majestätisch empor, sein Geist triumphiert über die Materie, und sein Bild wandelt sich in ein göttliches Ebenbild. So erhaben groß steht der kleine Mensch da auf dem Schauplatz der Geschichte. Daß er gestellt ist in eine solche Arena, daß er bestimmt ist zu solchen Aufgaben, daß er hinüberragt ins Unendliche und Ewige, ist ein sicherer Beweis für seine hohe Bestimmung. Es sind nicht Zwerge, die in den Kampf gegen Riesen gesandt werden, noch Ameisen und Maulwürfe, die wie ein Atlas belastet sind. Des Menschen Bürde ist seine Würde.

Ich bin auch ein römischer Bürger

Wie auf dem Bilde von Kaulbach die Schlacht nicht bloß auf der Erde gekämpft wird, sondern auch von den Geistern in den Lüften, so kämpfen auch jetzt, wo wieder auf den katalaunischen Feldern weltgeschichtliche Schlachten geschlagen werden, die Geister mit; — ja, wir möchten sogar behaupten, daß dieser Krieg seinem Wesen nach ein Geisterkampf zu nennen ist.

Es gibt gute und böse Geister, und wahrlich die guten und bösen Geister ringen miteinander in dieser Zeit, ringen in einem furchtbaren Entscheidungskampf. Frankreich ist besessen von dem Geiste des Hasses und der Rachsucht, England ist besessen von dem Geiste der Selbstsucht, Heuchelei und Gewalttätigkeit, und Rußland scheint von allen Dämonen der Hölle besessen zu sein. In dem Kampfe gegen diese bösen Geister kämpft Deutschland nicht nur für sich, sondern für die Menschheit. Das werden die übrigen Völker vollends begreifen, wenn erst die Flut der englischen Verleumdungen sie wieder zu Atem kommen läßt, daß sie mit eigenen Augen sehen und das eigene Empfinden wieder sich Geltung verschafft. Das gilt insonderheit von unserem Volke hier in den Vereinigten Staaten. Wenn irgendwo, dann wogt die Geisterschlacht hier am wildesten. Amerika soll das gerichtliche Tribunal sein, in dem über den Krieg und über die kriegführenden Mächte der Richterspruch gefällt werden soll. Aber der Gerichtshof ist bestochen. Das Zeugnis, das vorgelegt wird, ist Exparte Zeugnis — es ist falsches Zeugnis. Das Kabel, das uns mit Deutschland verbindet, ist zerschnitten, alle Nachrichten, die zu uns herüber kommen, sind tendenziös zensiert, selbst der Postverkehr ist unterbunden.

Vergessen wir nicht, daß die grimmigsten Feinde in aller Welt, und besonders auch hier in der neuen Welt, sich gegen Deutschland erhoben haben und bei Tag und bei Nacht ihr Intriguen- und Ränkespiel treiben, um Deutschlands Interessen zu schädigen, Deutschlands Namen zu schmähen, Deutschlands Existenz zu untergraben. Viele von ihnen sind gekaufte Schergen, andere sind gewissenlose Politiker oder unwissende Fanatiker, alle miteinander aber sind Deutschlands Todfeinde. Man nenne es

immerhin Wahnsinn; aber es ist Methode in dem Wahnsinn. Wir fragen, kann Deutschland in dieser Zeit der furchtbaren Anfechtung nicht von seinen Kindern erwarten, daß sie aus Liebe und Dankbarkeit fest und treu zu ihm stehen? Nicht nur, daß wir ihm im Herzen alles Gute wünschen und im übrigen uns feige verstecken und „neutral" bleiben. Dies Wort „neutral" hat der Teufel erfunden und treibt damit sein Lügenhandwerk. Die Vereinigten Staaten können für Hundert Millionen Munition an die Feinde Deutschlands liefern; können alle Banken im Lande mobil machen, um für England die nötigen Anleihen zu erheben, um für diese Kriegslieferungen zu bezahlen; können in allen Zeitungen unausgesetzt hetzen und lügen und schmähen und das alles unter der heuchlerischen Maske der „Neutralität"; wenn dagegen auf der anderen Seite eine Stimme sich erhebt, die zur Besonnenheit im Urteil, zur Gerechtigkeit im Handeln und zu wirklich neutralem Verhalten mahnt, dann muß man sich als „Spion" und „Verräter" beschimpfen lassen. Es ist viel gefragt worden, wer diesen Völkerkrieg angefangen hat? Für uns ist die Sache sehr einfach: es ist drüben nicht viel anders gewesen als wie gegenwärtig in unserem eigenen Lande — der Krieg wird einem einfach aufgezwungen, die Pistole wird einem an die Stirne gedrückt, und wenn man sich trotzdem muckst und wehrt, dann wird man als unverantwortlicher Störenfried hingestellt. Das ist die augenblickliche Lage, und es tut not, daß wir Deutschen die gegenwärtige Lage verstehen und uns keinen trügerischen Täuschungen weiter hingeben. Wir leben aktuell im Kriegszustand und, wollen wir uns nicht unter die Füße treten lassen, dann müssen wir selber auftreten. Wir sind es uns schuldig, daß wir wie ein Mann uns erheben und für die Ehre des deutschen Namens eintreten. Wer sich hier drücken und verstecken will, der sollte nicht nur als Feigling, sondern als Bastard gebrandmarkt werden. Die Deutschen hierzulande sind friedliebend und grenzenlos nachgiebig, aber sie sind nicht Feiglinge, und wenn ihnen ein solcher Kampf in unverantwortlichster Weise aufgezwungen wird, dann werden sie ihre Ehre und ihren Namen zu verteidigen wissen. Wenn doch der Kampf hier in unserem Lande heraufbeschworen worden ist, und die eine Partei wohlorganisiert unter dem Ruf „Hie England!" trotzig und herausfordernd zum Angriff sich erhebt, dann werden wir — mag kommen, was da will — auch uns zum Kampf erheben und die andere Partei gegen Eng-

land bilden. Es ist unendlich traurig, daß auf diese Weise der Friede unseres Landes gestört wird. Wir machen unsere Regierung dafür verantwortlich. Wenn unsere Regierung, anstatt von politischen Interessen und kleinlicher Opportunitätspolitik, sich hätte von höherer Staatsweisheit und von dem Pflichtgefühl gegen das g e s a m t e Volk in dieser kritischen Zeit leiten lassen, dann lebten wir nicht nur selber im Frieden, sondern wir hätten schon längst den Frieden in Europa vermitteln können. Mit ihrer Aufforderung zur strikteſten Neutralität hat unsere Regierung gleich am Anfang beim Ausbruch des Krieges ein Verständnis für die Situation und die höchste Staatsweisheit an den Tag gelegt; daß aber dieselbe Regierung nachher ihrer eigenen Mahnung in eklatanteſter Weise zuwider handelt, das muß als der beklagenswerteſte und nie wieder gut zu machende Fehlgriff bezeichnet werden. In aller Welt steht unser Volk da verachtet, und im eigenen Lande ist die Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachengift verwandelt worden. Wir Deutschen sind in die denkbar schwierigste Stellung gedrängt worden und es ist gar nicht auszusprechen, welch Herzeleid und welch seelische Anfechtungen man in ruchloser Weise über uns gebracht hat. Ist aber einmal der Kampf entbrannt und soll unser Amerika England zu lieb mit hineingezogen werden in den allverschlingenden Strudel des Krieges, dann wissen wir Deutschen, wo wir stehen, da wo Gott uns hingestellt hat; unter dem Sternenbanner werden wir kämpfen für Wahrheit und Gerechtigkeit, für Freiheit und Unabhängigkeit.

Mag sein, daß man uns zum Vorwurf macht, die Würde unseres Amtes vergessen zu haben und anstatt zum Frieden zu mahnen, was doch der höchste Beruf eines Predigers sei, vielmehr zum Widerstand aufzufordern. Darauf haben wir dieses zu antworten: erstens einmal weisen wir es als eine Entwürdigung unseres Amtes zurück, wenn man von uns verlangt, daß wir den Kampf vermeiden und nur „Frieden", „Frieden" predigen sollen; mit anderen Worten, daß man uns herabwürdigt zu Kindermädchen, die einlullende Schlaflieder zu singen haben. Ein Diener des Herrn hat vielmehr den hohen Beruf, ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit aller Lüge und allem Betruge und aller Ungerechtigkeit entgegenzutreten. Wenn irgend jemand, dann soll er das Ding beim rechten Namen nennen und nicht aus Sauer süß und aus Süß sauer machen; er soll ein Wächter sein des Volkes und wenn er nicht treu ist in seinem Wächteramt, dann

gilt von ihm, was der Prophet sagt: „Sie sind blind und wissen nichts — stumme Hunde sind sie, die nicht strafen können!“ Und dann zum anderen: wer will es wagen, uns zu verbieten zum Widerstand aufzufordern, wenn die Ungerechtigkeit trotzig ihr Haupt erhebt. Der große Apostel Paulus, der christliche Demut und Sanftmut nicht nur predigte, sondern auch übte, wagt es, den Zivilbeamten, die sich Uebergriffe in sein Bürgerrecht erlaubten, trotzig entgegenzutreten mit der Erklärung: „Ich bin auch römischer Bürger!“ Wir verlangen nichts Unbilliges, wir wiegeln nicht auf zum Aufruhr; aber eins sollen sie wissen: wir sind auch amerikanische Bürger, vollberechtigte, und wenn man uns unsere Rechte nehmen und uns zur zweiten Klasse und zu Minderwertigen degradieren will, dann revoltieren wir und kämpfen für unsere Rechte. Ein Bürger, der sich entrechten läßt, ist weder patriotisch noch frei — er ist ein elender Sklave! Mein Gott, wir wollen doch keine Sklaven sein! Wir fürchten aber, unsere deutschen Landsleute, die mehr nach ihren Pflichten als nach ihren Rechten fragen, haben es zu leicht genommen mit ihrer bürgerlichen Ehre. Sie haben sich allerlei gefallen lassen. Hätte man z. B. den Irländern nur einen Teil von dem geboten, was man uns Deutschen geboten hat, dann hätte es eine Revolution gegeben. Wer sich unehrenhaft auf den Boden wirft, soll sich nicht wundern, wenn man auf ihn tritt. Wir wollen uns weiter nicht treten lassen, sondern endlich einmal männlich auftreten und unsere Rechte behaupten. Amerika ist keine kleine Burenrepublik, daß England damit Schindluder treiben kann! — und wenn wir von Amerika reden, so wollen wir nicht vergessen, daß wir verantwortliche Amerikaner sind!

Geist und Materie

„Macht ist Recht!“ Es hat eine Zeit gegeben, da galt dies Wort als ganz selbstverständlich. Das war die Zeit des rohen Barbarismus und der blutigen Despotie. Diese Zeit liegt hinter uns und ist von der fortschreitenden Bildung und Zivilisation der Menschen überwunden — theoretisch. In der Theorie sind wir moderne Menschen die reinsten Engel; in der Praxis nur zu oft das gerade Gegenteil. In der Theorie bekennt alle Welt, daß das Recht entscheidet; in der Praxis bahnt sich so ziemlich jeder mit der Faust seine Straße, und über die Krüppel und Lahmen schreitet man einfach hinweg. Wir sind Millionäre in der Theorie und die ärmsten Bettler in der Praxis. Das ist der Pharisäismus unserer moderner Zivilisation.

Wenn auch Macht nicht Recht ist, weder in Theorie noch Praxis, so ist doch Macht keineswegs zu verachten. Es sind geheimnisvolle Mächte und Kräfte, die das Weltall erhalten, in denen wir leben und weben und sind. Was diese Kräfte sind, wie sie sich zu einander verhalten, das ist uns meistens verborgen und unerklärlich. Was wir aber wissen und fortwährend erfahren, ist, daß die ganze Welt um uns im kleinen und im großen eine überwältigende Manifestation ist von Kräften, die der Mensch nicht in Bewegung gesetzt, die der Mensch nicht vermehren noch vermindern kann, die ewig und unzerstörbar erscheinen. Der Fortschritt, den wir als Menschen machen, besteht darin, daß wir die Naturkräfte uns untertänig machen. Unsere Lokomotiven, die durchs Land dahinjagen, unsere stolzen Schiffe, die wie schwimmende Paläste den Ozean kreuzen, sind ein Triumph der Kraft — der Kraft des menschlichen Geistes, der sich die Naturkräfte untertänig macht und innerlich die äußeren Elemente bezwingt.

Doch wir haben bereits vorgegriffen, und indem wir von der inneren Kraft des menschlichen Geistes sprachen, uns auf ein ganz anderes Gebiet begeben. Es gibt höhere und niedere Kräfte, und die niederen Kräfte sind den höheren untertan. Wir unterscheiden zwischen Geist und Materie. Die geistigen Kräfte sind die höchsten Kräfte und dazu bestimmt, alles zu beherrschen. Auf dem Weltmeer bahnt sich ein Dampfer seinen Weg. Das Meer ist so groß und das Schiff ist so klein, und doch das kleine Schiff beherrscht

den großen Ozean, weil bei dem Ozean „nur rohe Kräfte sinnlos walten", während das Schiff beseelt ist von der höheren Macht des menschlichen Geistes. Wir können zwar nicht den Unterschied zwischen Geist und Materie genau definieren, noch die Art und Weise ihrer Wechselwirkungen; wir wissen jedoch, daß geistige Kräfte die materiellen weit überragen und schließlich überwinden. Ein einziger Gedanke, entstanden in dem kleinen Gehirn eines Denkers, genügt, um den Niagara zu fesseln und seine herabstürzenden Wasser industriellen Zwecken dienstbar zu machen. Wiederum auf geistigem Gebiete ist es der höhere Geist, der den niedrigeren überwindet. Ein Xerxes mit seinen Millionen wird überwunden von einem Miltiades mit seinen wenigen Tausenden; — anstatt Xerxes kann man heute den Namen von Generalfeldmarschall von Hindenburg setzen, und was von Hindenburg gilt, das kann getrost gesagt werden von allen deutschen Führern und Kämpfern einer Welt von Feinden gegenüber. Es *kann* nicht nur gesagt werden, es *muß* gesagt werden: die Kräfte haben sich gemessen, an Zahl steht der Deutsche und Oesterreicher der Uebermacht der Feinde gegenüber wie der kleine David dem Riesen Goliath — und es scheint, daß David wieder einmal den Sieg davontragen werde. David aber traf den Riesen an der Stelle, wo er am schwächsten war: *an der Stirne!* Die höhere Intelligenz muß den Sieg davontragen über die niedrigere. Aber (und wir gehen jetzt einen wichtigen Schritt weiter!) es ist nicht nur die höhere Intelligenz, die schließlich den Sieg über die niedrigere davonträgt. Menschliche Intelligenz und menschlicher Geist sind nicht absolut souverän. Auch sie werden von einer höheren, von der höchsten Macht, sei es zum Guten oder Bösen, beeinflußt, bestimmt und kontrolliert. Der Mensch, selber ein geistiges Wesen, wird wiederum vom guten oder bösen Geist regiert so unentrinnbar und gewiß, wie die Sterne in ihrem Lauf von physikalischen Gesetzen; nur in verschiedener Weise. Es gehört zur Tragik der Menschengeschichte, daß man zu allen Zeiten versucht hat, den menschlichen Geist herabzuwürdigen zu einer Maschine, die nur arbeitet nach physikalischen Gesetzen. Nein, der Mensch, nach Gottes Bild geschaffen, ist ein sittliches Wesen, nicht nur ein intellektuelles, und die sittliche Macht ist die höchste Macht, der alles Denken und Wollen und Tun unterstellt ist. Die sittliche Macht hat aber ihren Sitz nicht im Kopf, sondern im Herzen, im *Gewissen* des Menschen. Das Gewissen ist die Stimme Gottes und darum der Ausgangspunkt alles religiösen Lebens.

Es wäre eine hoffnungslose Welt, wenn die Menschheit ohne Gewissen wäre. Alle intellektuelle Kraft kann keinen Ersatz dafür bieten. Intellektuelle Kraft ist in mancher Hinsicht gut, aber nicht gut genug, um den Menschen gut zu machen. Der Teufel ist sehr gerieben und sehr intelligent! Ein teuflischer Mensch kann die materiellen Kräfte mit meisterhafter Geschicklichkeit kontrollieren — zu diabolischen Zwecken. Beispiele dafür gibt es genug in der Geschichte. Ein Macchiavelli hat öffentlich gelehrt, daß Machthaber ihre Stellung dazu gebrauchen sollten, um ihre Ambition und Selbstsucht zu befriedigen. Macchiavelli hat bis auf die neueste Zeit seine Schüler. Der gegenwärtige Krieg hat sie ans Tageslicht gebracht. Eine handvoll Menschen ohne Herz und Gewissen haben das Unwetter fürchterlicher Greuel und unmenschlicher Leiden heraufbeschworen, die Grey, Asquith, Churchill, Poincare, Delcasse, Iswolski, König Albert, Großfürst Nikolai. Das sind lauter hochgebildete Menschen, mit starken Nerven und gefügigem Verstand, aber ohne Herz und Gewissen; — mögen sie, so lange sie noch atmen, das Stöhnen der Verwundeten, das Wimmern der Gemarterten, die Flüche der Verzweifelten, das Schluchzen der Verwaisten hören. Der Erfolg, so hoffen sie, soll sie rechtfertigen; gebe Gott, daß die Niederlage sie noch zerschmettere!

Was die arme, tausendmal betrogene, irregeführte und mißbrauchte Menschheit nötig hat, das sind Führer von Gewissen, gewissenhafte Führer, die erleuchtet sind von oben, die die Wahrheit lieben und die Lüge hassen, und die keine Macht der Welt und kein Betrug der Hölle von dem geraden Pfad der Pflicht abbringen kann; Männer, ganze Männer, die geradeaus erklären in der Stunde der Entscheidung: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ — „nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib: hier stehe ich!“ Hier ist mehr, als persönlicher Mut. Hier ist die Offenbarung eines inneren Gesetzes, majestätisch und ewig, einer Kraft, so mächtig und stark, daß der donnernde Niagara ihr gegenüber nur ein Spielzeug ist. Hier ist mehr als rohe Kraft, die sinnlos waltet; hier ist mehr als nur intellektuelle Kraft, die ohne innere Norm so oft sich verirrt und verliert; — hier ist die göttliche Allmacht, die den Menschen bindet und zugleich ihn frei macht. Es ist der Geist von oben, den die Kinder Gottes sich erflehen: O heil'ger Geist kehr bei uns ein!

Macht ist nicht Recht. Und doch, wir leben in einer Welt, in der allerlei Mächte und Kräfte walten. Sie arbeiten ununter-

brochen. Sie arbeiten oft widereinander: die elementaren Kräfte, die animalischen, die intellektuellen, die moralischen. Die geistigen Kräfte beherrschen die Materie, und das Gewissen wird noch einmal den Geist des Menschen beherrschen. Dann folgt Ruhe und Frieden nach all den Stürmen und Kämpfen, dann wenn die entscheidende Macht nicht mehr das gewetzte Schwert, nicht mehr die donnernde Kanone ist, sondern vielmehr das sanfte, stille Sausen des Geistes von oben, die innere Stimme des Gewissens.

Der gegenwärtige Krieg, den unser deutsches Volk kämpft, ist ein heiliger Krieg, ein Geisteskampf. Zwar nicht nach seiner äußeren Erscheinung; nach dieser ist er eine physische Macht- und Kraftprobe. Aber es wäre traurig, wenn nur mit physischen Waffen und um materielle Lebensbedingungen gekämpft würde. Wer tiefer blickt, der erkennt den geistigen Gehalt, die geistigen Zwecke des Krieges. Es ist im tiefsten Grunde ein Kampf für Wahrheit und Gerechtigkeit gegen Lüge und Betrug, — ein Kampf des deutschen Gewissens, ein Geisteskampf. Mit solcher Zuversicht ist uns vor dem Ausgang nicht bange. Der schöpferische Geist Gottes schwebt noch immer über den Wassern und macht aus dem Chaos einen Kosmos!

Dankest du so deinem Gott, du toll und töricht Volk?

5. Mose, 32, 6.

Ein Zeugnis am Danksagungstage.

Durch eine besondere Proklamation hat der Präsident der Vereinigten Staaten unser Volk aufgefordert zur Feier eines Danksagungstages. Es ist die Pflicht aller guten Bürger, das Oberhaupt des Landes zu ehren und seinen Befehlen den schuldigen Gehorsam zu leisten. Die Ehrfurcht vor Gesetz und Regierung ist der Gradmesser, nach welchem man sicher Wert und Würde einer Generation messen kann. Das Menschenleben ist nichts wert ohne Obrigkeit und Gesetz. Die Menge der Gesetze tut es nicht. In dem verdorbensten Staate gibt es die meisten Gesetze und am wenigsten Gehorsam. George Washington hat einmal gesagt (und dies Wort ist besonders beherzigenswert in unserem Lande): „Gesetze, welche gar nicht, oder nur zum Teil beobachtet werden, stiften mehr Schaden als Nutzen; werden sie gar nicht befolgt, so zeigt sich die Regierung als ein leeres Nichts; nehmen hingegen einige sie an, während andere sie verwerfen, so entsteht Zwietracht und Mißtrauen." Der größte Gesetzgeber aller Zeiten ist Moses, der in zehn kurzen Sätzen das Grundgesetz für alle Zeiten und Völker und Menschenkinder verkündigt hat. Hinter Moses steht aber der König aller Könige und der Herr aller Herren, der ewige und gerechte Gott, bei dem Recht und Macht, Autorität und Majestät vereinigt sind. Alle menschlichen Gesetze haben nur insofern einen Wert, als sie gegründet sind und gewurzelt in den ewigen, unwandelbaren Gesetzen Gottes. Hier ist der kategorische Imperativ. Es ist gut, wenn wir in dieser Zeit der Willkür und der Menschentyrannei, wo die gewissenlosesten Demagogen sich berufen fühlen, Gesetze für andere zu dekretieren, uns auf Gesetz und Ordnung besinnen und von den krummen Abwegen menschlicher Bevormundung zurückkehren zu den ewigen und unwandelbaren Gesetzen unseres Gottes.

Man kann einwerfen, daß eine Gesetzespredigt wenig zu der

Stimmung des Danksagungstages passe. Die Stimmung des Tages sollte sich aber richten nach seiner Bestimmung. Wir sollen danken. Dies aber setzt für jeden vernünftigen Menschen etwas anderes voraus, nämlich: Denken. Ein Ochse an der vollen Krippe dankt nicht, weil er nicht denkt. Der Mensch ist aber ein vernünftiges Wesen und sinkt herab zum Tier, wenn er zu denken aufhört. Der Danksagungstag und die gegenwärtige Situation in unserem Lande gibt uns aber allerlei zu denken. Der Gedanke ist mir gekommen, ob es nicht besser gewesen wäre und zeitgemäßer, wenn der Präsident anstatt einen Danktag, einen Buß- und Bettag für unser Volk ausgeschrieben hätte. Wer es gut meint mit seinem Lande, der muß tiefberührt sein über die augenblicklichen unerquicklichen Verhältnisse. Amerika ist nicht mehr, was es am Anfang war. Es ist freilich größer und reicher geworden — unermeßlich größer und reicher. Wo ist aber heute der Geist von 1776, wo ist unsere Freiheit und Unabhängigkeit, wo ist Gerechtigkeit und Tugend? Wenn George Washington heute wiederkäme, so würde er finden, wie britisches Geld, britische List und britische Perfidie es dennoch fertig gebracht, unser Volk zu unterjochen, schlimmer noch, als zu der Zeit, da er es wagte, die Ketten des Tyrannen zu zersprengen; er würde finden, daß die jetzt leitenden Geister unserer Republik, ein Wilson, Roosevelt, Eliot, Root und Konsorten den als einen Verräter brandmarken, der es wagt, Englands Namen und Ehre anzugreifen; er würde finden, daß aus diesem Lande, das ein Zufluchtsasyl sein sollte für alle Völker und Nationen, ein Räuberstaat geworden ist, wo nur eine privilegierte Klasse unter dem Schutz der englischen Flagge Ansehen und Geltung hat, und aus seinem Munde würden wir die Klage hören: „Ich habe Kinder großgezogen, aber sie sind von mir abgefallen."

Ich denke aber noch an einen anderen an diesem Tage; ich denke an den großen, gottgesandten Gesetzgeber Moses und frage mich, was der wohl zu sagen hätte, wenn er heute aus den Wolken Sinais mit den beiden Tafeln des ewigen Gesetzes herabsteigen würde in unser Volk und schauen würde, wie es mit völliger Verachtung der Gebote Jehovas an opulenten Tischen den Danksagungstag feiert. Ich glaube, er würde mit donnernder Stimme hineinrufen in unsere Feier:

„Dankest du so deinem Gott, du toll und töricht Volk?"

Auf der ersten Gesetzestafel steht vom Finger Gottes geschrieben: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir!“ Sag an, wer ist dein Gott, du amerikanisches Volk? Ist es nicht das goldene Kalb? Ist es nicht der Mammon? O ja, du hast deine Kirchen und Gotteshäuser, deine Bibeln und Gesangbücher, deine religiösen Phrasen von Gott und Religion. Was noch niemand fertig gebracht, das meinst du fertig bringen zu können, nämlich Götzendienst und Gottesdienst zu vereinen. Man kann aber nicht Gott dienen und dem Mammon. Dem Mammon zuliebe hast du deine Ehre, dein Gewissen, deine Seele, deine Menschlichkeit verkauft. Dem Mammon zuliebe lieferst du die Mordwaffen übers Meer. Deine Werkstätten arbeiten bei Tag und Nacht. Gier, hungrige Geldgier ist die Macht, die tausend Schwungräder deiner höllischen Industrie in Bewegung setzt. Deine Freude über deine Gewinne ist so groß, daß du einen wüsten, rohen, ausgelassenen Tanz aufführst — ums goldene Kalb! Deine Profite in Munitionsspekulationen gestatten es dir, an diesem Tage den Tisch opulent zu decken, in Purpur und Leinwand dich zu kleiden und alle Tage zu leben herrlich und in Freuden. Der Leib wird gemästet, die Seele läßt du verhungern, und es erfüllt sich an dir das Wort: „ Da er aber fett und dick und satt geworden, ward er geil und hat Gott fahren lassen, der ihn gemacht hat.“ Vor einem Jahre war es, als uns das Oberhaupt dieses Landes aufforderte, in unsern Gotteshäusern zusammenzukommen und für den Frieden zu beten, und unmittelbar darauf ging der wüste, wilde Wettbewerb um die Kriegslieferungen los und dieser war so erfolgreich, daß das amerikanische Volk jetzt ein Dankfest feiert für den Segen des vergangenen Jahres. Großer Gott, hat es wohl schon jemals solche Blasphemie und Heuchelei gegeben! „Dankest du so deinem Gott, du toll und töricht Volk?“

Aber das ist nicht alles. Auch die zweite Gesetzestafel hat dir etwas zu sagen, amerikanisches Volk. Da steht vom Finger Jehovas geschrieben: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten!“ Was ist im vergangenen Jahre nicht gelogen, verleumdet, gelästert worden, von den Kanzeln, von den Kathedern, von den Dächern unserer Tagespresse, im Oeffentlichen und im Geheimen. Diese Lügen kommen herüber vom Feinde — hauptsächlich von England. Sie sind tausendmal widerlegt worden, aber nur um zehntausendmal wiederholt zu werden. Wenn England lügt, dann versteht man, daß

England jetzt im Verzweiflungskampfe steht und nach dem Grundsatz: „Not kennt kein Gebot!“ zu jedem Mittel greift, auch dem unerlaubten, um sich zu retten.

Was soll man aber sagen von dem Lügengeist, der sich bei uns geltend macht und all das nicht nur wiederholt, was an Lüge und Verleumdung herüberkommt, sondern es noch grenzenlos aufbauscht und mit allen möglichen Sensationen würzt. Das Sprichwort sagt: „Wer dem Verleumder nicht in die Rede fällt, bestellt ihn.“ Luther sagt: „Böse Zungen und böse Ohren sind beide des Teufels“; — jawohl des Teufels. Der Teufel ist der Vater der Lüge, und wenn es ihm jemals gelungen ist, die Menschen mit seinem Lügennetz zu umgarnen und alles auf den Kopf zu stellen, dann ist es in unserer Zeit. Das Lügen ist des Sklaven Sache. Ein Volk, das sich so beherrschen läßt von der Lüge, ist nicht mehr ein freies Volk. Der denkbar höchste Grad der Lüge ist aber dann erreicht, wenn das Unterscheidungsvermögen zwischen Wahrheit und Falschheit aufhört, und man seinen eigenen Lügen glaubt und sogar sich entrüstet, wenn andere darüber Zweifel hegen. Ich fürchte, diesen Grad haben wir heute erreicht. Von dem Vater unserer Republik, George Washington, wird gerühmt, daß er in seiner Wahrhaftigkeit unbestechlich war und keine Lüge dulden konnte. Wohin bist du gekommen, amerikanisches Volk?!

Noch ein anderes Gebot auf der zweiten Tafel sollte uns zu denken geben, das vierte: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe, und du lange lebest auf Erden.“ Mit diesem Gebot hat Gott der Herr selber den heiligen Bindestrich der Pietät und der herzlichen Anhänglichkeit zwischen Eltern und Kindern geschaffen. Es ist wahrlich genug Unbotmäßigkeit heutzutage zu finden. Wehe dem, der es wagt, dies Band zu lösen oder auch nur zu lockern. Und wenn man uns dies Ansinnen macht, dann sollten wir uns dem mit heiliger Entrüstung widersetzen und männlich erklären: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen!

Ich bin am Ende. Ich habe es gewagt, am Danksagungstag, anstatt Schmeicheleien zu verkünden, vielmehr eine Bußpredigt zu halten. Ob man mir danken wird, oder zürnen, weiß ich nicht. Ich diene meinem Herrn und bin ihm allein verantwortlich. O

amerikanisches Volk, über das der Herr das Füllhorn seiner Güte ausgegossen hat, willst du auf betretener Bahn weiter abwärts wandern und noch tiefer sinken in allerlei Mammonsdienst und Abgötterei, in Unwahrhaftigkeit und Heuchelei, in Schmach und Schande? Gott hat dich wie kein anderes Volk reichlich gesegnet — dankest du so deinem Gott, du toll und töricht Volk? Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? — und erst nach dem Bußtag kann ein gottwohlgefälliger Danktag folgen.

Lasst euch nicht leithammeln, amerikanische Bürger!

Es ist ein entsetzlicher Gedanke, wenn wir nachrechnen und uns darüber klar werden, wie viele Krüppel der gegenwärtige Völkerkrieg hinterlassen wird, Krüppel im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. solche, die ihre Gliedmaßen, oder den Gebrauch derselben, eingebüßt haben. Daß ein großer Krieg eine Unmenge von solchen Krüppeln hinterläßt, das ist nichts Wunderbares, sondern eine ganz selbstverständliche Folge des Krieges. Was aber wunderbar ist und geradezu erstaunlich, das ist die Menge von Krüppeln, die dieser Krieg in der Welt vorgefunden hat. Krüppel, moralische Krüppel sind die Männer, die den furchtbaren Krieg angefangen — nur eine Handvoll Menschen, ohne Herz und Gewissen, die Grey, Asquith, Churchill, Poincare, Delcasse, Iswolsky, der Zar und Großfürst Nikolai mit ihrem Schweif von Bluthunden. Ein Krüppel verläßt sich nicht auf sich selbst, sondern auf andere, und in dieser Verschwörung gegen das deutsche Volk hat kein einziger der Verschwörer den Mut, selbständig voranzugehen, sondern eins verläßt sich auf das andere, England auf Frankreich, Frankreich auf Rußland, Rußland auf Japan und schließlich, in der höchsten Not und Bedrängnis muß Italien noch zur Hilfe gerufen werden, und weil man sich, scheint's, auch mit dem Eintritt Italiens in den Kampf zu viel versprochen, so muß jetzt bei den Balkanstaaten geschürt und gehetzt werden und zu guter Letzt noch bei den Vereinigten Staaten; dann hat man so ziemlich alle Mächte der Welt vereinigt gegen das e i n e Volk der Deutschen, und wunderbar, die Deutschen scheinen mit all den übrigen fertig zu werden! — es steht da beispiellos in der Geschichte, stark und unbeugsam in seinem Gottvertrauen, getrost und gefaßt in seinem Selbstvertrauen; es ist zwar ein furchtbares Ringen, aber das Unglaubliche geht in Erfüllung: die gerechte Sache trägt doch den Sieg davon gegen die Uebermacht von Ungerechtigkeit und Lüge. Ungerechtigkeit und Lüge sind immer hilflose Krüppel, die im ehrlichen Kampfe früher oder später unterliegen müssen: was nützt die stärkste Waffenrüstung, wenn der darin verborgene Arm gelähmt und gebrochen ist.

Was uns aber am meisten verwundert, ja geradezu unbegreiflich erscheint, das ist die Unselbständigkeit des Urteils so vieler; und wir fragen uns, ist es nur schwache Unselbständigkeit? Das wäre nur Unwissenheit und noch nicht Gewissenlosigkeit; viel schlimmer wäre es, wenn man gegen besseres Wissen und Gewissen sich kaufen ließe und dem Meistbietenden sich feil böte. Daß es solche gibt, die mit solchem Kauf ein Geschäft treiben, und daß es immer noch genug gibt, die ihren Preis haben und sich kaufen lassen, das haben die unerhörten Niederträchtigkeiten und Treulosigkeiten der jüngst vergangenen Zeit wahrlich jedem, der nicht mit Blindheit geschlagen ist, offenbart. Wir leben hier in einer Republik. Unsere Institutionen sind demokratisch. Der Volkswille ist bei uns der entscheidende Faktor. Wie aber, wenn dieser Volkswille von finsteren, unheimlichen Mächten intellektuell getrübt und moralisch irre geleitet wird? Wenn die Lüge mit viel List ihren Demagogenkampf führt gegen Gerechtigkeit und Wahrheit? Und die finsteren Mächte erscheinen als Engel des Lichtes mit wohlklingenden patriotischen, oft religiösen Phrasen? Gewiß, die Konstitution der Vereinigten Staaten ist ein erhabenes Dokument und denkwürdig in ihrer Erklärung, „daß alle Menschen gleich sind", nur sagt sie nicht, daß es in der Welt, und auch in unserem gelobten Lande der Freiheit, leider so viele Krüppel gibt, die nicht selbständig gehen und stehen können, die auf andere angewiesen sind in all ihrem Denken und Handeln, und während sie sich auf andere als auf ihre Krücken stützen, gebrauchen diese anderen sie wiederum zu ihren Krücken, um das zu erreichen, was sie nur mit Stimmenmehrheit erreichen können, so kommt uns unser Land oft vor wie ein ungeheuer großes Krüppelhospital. Was wir aber alle in diesem Hospital wahrnehmen, das sind nicht die normalen Funktionen, sondern Surrogate, Ersatzmittel. Folgendes Examen kann uns darüber aufklären: „Kannst du schreiben? Nein, ich gebrauche eine Schreibmaschine. — Kannst du singen? Nein, ich gebrauche einen Phonographen. — Kannst du Klavier spielen? Nein, ich gebrauche ein Pianola. — Kannst du nähen? Nein, ich gebrauche eine Nähmaschine. — Kannst du zeichnen? Nein, ich gebrauche einen Kodak. — Kannst du gehen? Nein, ich gebrauche mein Automobil. — Kannst du hören? Nein, ich gebrauche eine Patent-Ohrtrompete. — Kannst du sehen? Nein, ich gebrauche Gläser. — Kannst du essen? Nein, ich habe falsche Zähne. —

Kannst du verdauen? Nein, ich gebrauche Pepsin. — Kannst du schlafen? Nein, ich gebrauche Schlafpulver."

So könnten wir weiter fortfahren und die Liste endlos erweitern. Krücken, Krücken, nichts als Krücken! Wahrlich, die Krücken sind zur Mode geworden, und wer noch ohne Krücken selbständig dasteht, wird als ein Zurückgebliebener bemitleidet, vielleicht sogar verspottet und beschimpft. Der Mensch lebt aber in zwei Welten, in der äußeren sichtbaren und in der inneren Welt seines Geistes und seiner Gedanken. Tritt die Unselbständigkeit des modernen Menschen in äußeren Dingen so auffallend hervor, so ist seine Unselbständigkeit in intellektueller und geistiger Weise doch noch viel größer. Hier zeigt er sich recht als Krüppel, und nehmt ihr ihm seine Krücken, so nehmt ihr ihm sein Alles. Zu den obengestellten Examensfragen wollen wir jetzt noch eine andere, viel wichtigere und tiefgehendere stellen, die Frage nämlich:

Kannst du dir ein selbständiges Urteil bilden über irgend eine politische, soziale oder religiöse Frage? — die Antwort (falls eine ehrliche Antwort erfolgt!) wird in den meisten Fällen lauten: „Nein, wir lesen die und die Zeitung!" O so, das genügt vollständig: Man sagt und klagt oft, die Menschen hätten in unseren Zeiten den Glauben verloren. Törichtes Gerede. Es hat noch niemals ein leichtgläubigeres Geschlecht gegeben als das gegenwärtige, nur daß es heute nicht mehr seine Orakelsprüche sucht bei den gottgesandten Propheten und Aposteln, sondern zumeist bei solchen, von denen die Bibel sagt: „So ein Blinder einen Blinden leitet, so fallen sie beide in die Grube." Selbstverständlich spielen heute die Zeitungen eine wichtige und entscheidende Rolle. In den allermeisten Fällen kann man behaupten: „Sage mir, welche Zeitung du liesest, und ich sage dir, was du denkst und urteilst." Es gibt gute und schlechte Zeitungen. Niemand kann höher denken von dem Beruf einer Zeitung als wir, nach unserem Dafürhalten sollte die Zeitung der höchste Lehrstuhl sein für unser Volk. Wer solche Ideale hegt, von dem kann man verstehen, wenn er in dieser Zeit den tiefsten Ekel empfindet über das Verderben eines großen Teils unserer Presse, und ganz besonders über den Einfluß, den das lügenhafte, schamlose London ungestraft ausüben darf auf die „repräsentative Presse unseres Landes". Aber ob gute oder schlechte Zeitung — kein selbständiger Mensch sollte sich in seinem Denken und Urteil von irgend einer Zeitung tyrannisieren las-

sen! In letzter Instanz habe ich selber bei allen auftauchenden Fragen des individuellen sowie des Volkslebens zu entscheiden, und zwar vielleicht nach Normen und Prinzipien, die dem Herrn Redakteur gänzlich fremd und unverständlich sind. Vor Zeiten gab es nur für dumme Schafe sogenannte Leithammel; heutzutage überlassen sich ganze Massen unseres Volkes den journalistischen Leithammeln, daß sie das Denken, Wählen und Urteilen für sie besorgen, und fühlen sich in ihrer entmannten Persönlichkeit so leicht und froh, wie sich nie zuvor ein altmodischer Mensch mit seinem Gewissen und dem Bewußtsein seiner vollen auf sich selbst gestellten Manneskraft gefühlt hat. Ach, es geht nichts über die Erleichterung, sein altmodisches Eingeweide losgeworden zu sein.

Wir sind freie amerikanische Bürger. Wenn dies mehr ist als eine auswendig gelernte Phrase, dann enthält es die heilige Pflicht, in allen Fragen unserer Bürgerpflichten uns leiten zu lassen von dem Licht, das uns innerlich von Gott gegeben ist und von der Stimme des eigenen Gewissens, die einzig und allein für uns entscheiden kann in allen tiefgreifenden sittlichen Fragen. Als freie amerikanische Bürger beugen wir uns vor niemandem als vor Gott und fürchten niemanden als Gott.

Es sind schwere, kritische Zeiten. Unser Innerstes ist aufgewühlt. Der Gedanke an das Schicksal unseres Volkes, das drüben gegen eine Welt von Feinden kämpft, um sein Leben, seine Existenz kämpft, quält uns bei Tag und bei Nacht. Die Feindschaft, die unser Volk hier erfährt, will uns das Herz schier abdrücken. Wir haben bisher Vertrauen gehabt in die Gerechtigkeit unserer Regierung. Wir haben es noch, — wir wollen es bewahren. Aber es fällt uns immer schwerer. Zuweilen, in bangen, schwachen Stunden tritt die Frage an uns heran: Sollten wir auch hier verraten, verkauft werden? Großer Gott, was dann? Das Sternenbanner lassen wir uns nicht nehmen, die deutsche Eiche werden wir niemals vergessen. Sie gehören zusammen. Fluch der Hand, die sie trennen wollte. So sage ich, so sagen Millionen treue Bürger dieses Landes, dankbare Kinder des deutschen Volkes! Und dabei bleibt es! So helfe uns Gott. Amen.

Das Kreuz Christi und drei andere Kreuze

Das Kreuz versinnbildlicht uns das Geheimnis der christlichen Religion. Das Geheimnis ist groß. So groß, wie das Geheimnis des Sohnes Gottes, der Krone und Szepter niedergelegt hat an der Tür des Himmels und das Kreuz auf sich genommen; — ja, mehr noch: der sich an das Kreuz hat nageln lassen. Wer kann dies Geheimnis ausdenken, wer kann es erklären? Es ist mit dem Geheimnis des Kreuzes Christi genau so, wie mit der Person Christi und seinem Evangelium. Es ist ein Selbstwahn, wenn man sich einbildet, daß irgend ein Mensch, ja selbst ein Engel, uns dies Geheimnis vollends klar machen könnte. Selbst Engel gelüstet, in dies Geheimnis zu schauen. Niemand kann uns dies klar machen als der Sohn Gottes selbst, und dies tut er zunächst nicht mit Worten, sondern mit einer göttlichen Tat: „Er rührte sie an", so heißt es von den Kindlein, die man zu ihm brachte, und so muß es auch von uns allen heißen; und erst, wenn Christus seinen Finger auf unser kaltes Herz und seine durchgrabene Hand auf unser gebeugtes Haupt gelegt hat; erst wenn wir besprengt und belebt sind von seinem Blut, verstehen wir seine Heilandsperson, verstehen wir das Wort vom Kreuze. Erst Herz und Gewissen, dann die Erkenntnis. Die Passionszeit ist wieder zu Ende. Das Wort vom Kreuze ist uns wieder verkündet worden. Es wird sich aber auch in dieser Passionszeit an uns vergeblich erwiesen haben, wenn wir Jesum, seine Person, seinen Opfertod, die Kraft seines Kreuzes nicht erfahren haben an unserem Herzen. Zu seinen Füßen, an seinem Herzen, da lernen wir erkennen und ausrufen: „Mein Herr und mein Gott!" Was wir in dieser Passionszeit wieder von ihm gehört haben, das hat erst dann einen Segen, wenn es uns hineintreibt in seine offenen Jesusarme. Und wie mit seiner Person, so ist es mit seinem Kreuze. Um das Kreuz zu verstehen, müssen wir von demselben berührt werden — es auf uns nehmen, es auf uns wirken lassen. Soviel vom Geheimnis des Kreuzes Christi. Es gibt aber noch andere Kreuze, die ihre Bedeutung und Weihe vom Kreuz auf Golgatha empfangen haben. Wir fassen drei andere Kreuze ins Auge.

Des Christen Kreuz.

Ein Christ kann ohne Kreuz nicht sein. Es ist schon viel, wenn wir dies erfaßt haben. Als Jünger Jesu sollten wir darum gehorsam das Kreuz auf uns nehmen und mutig es dem Heiland nachtragen; — nicht nur so lange, wie wir ihm nicht entrinnen können, hoffend und harrend auf eine Befreiung und mit dem Trost: „So lange Leben, ist Hoffnung!“ Nein: so lange Leben, ist Pflicht, — die Christenpflicht, sich selbst zu verleugnen und das Kreuz zu tragen. Es gibt keine heldenmütigeren Gestalten in der Geschichte als die von Kindern Gottes, die ihre schweren Gethsemane-Stunden durchgekämpft mit dem Endergebnis, daß sie sich demütig beugen und heldenmütig sprechen: „Dein Wille geschehe!“, die zu der Erkenntnis gelangt sind, daß gewisse Trübsale nur überwunden werden können, wenn man sie still trägt. Der Glaube, der Berge versetzt, ist nicht der heldenmütigste Glaube; — viel heldenmütiger ist der Glaube, der die steilen Berge erklimmt. Es ist Feigheit und Torheit, in Zeiten der Trübsal und Anfechtung, wenn die Last des Kreuzes uns drückt, in seinem Elende zu kauern und sich selbst zu beklagen und zu beweinen. Das erbärmlichste Mitleid ist Mitleid für sich selbst, da man immer seine Wunden zeigt und jammert: „ist auch ein Schmerz wie mein Schmerz?“ Der ungerechtfertigtste Luxus im Leben und zugleich der unprofitabelste und kostspieligste ist der Luxus der Verzagtheit und der Verzweiflung; — und doch wie groß die Zahl derer, die ihn treiben. Mag sein, daß wir wandern müssen im dunkeln Tal, das gibt uns aber noch kein Recht, uns darin niederzusetzen. Unser Beruf ist, daß wir dem Herzog unserer Seligkeit folgen, der durch Leiden vollkommen gemacht worden ist. Das Unausweichliche ist nicht das Unbesiegbare. Wir sind nicht nützlich und dienstbar, weil wir glücklich sind, sondern wir sind glücklich, wenn wir dienstbar sind. Kreuztragen ist Christendienst.

Wer den Sinn des Christenkreuzes verstehen lernen will, sowie die höhere Bedeutung all der von Gott auferlegten Leiden und Trübsale, muß das Kreuz des großen Schmerzensmannes verstehen lernen. Christus lehrt uns durch sein Kreuz, daß alles Kreuz nur die eine Bestimmung hat, ein Segen zu sein für den Kreuzträger; daß die äußere Gebundenheit uns verhelfen soll zur inneren Freiheit. Wie Christus, so erreicht und wirkt auch jeder Christ sein Höchstes, wenn er willig und mutig den Kreuzweg geht. Das Kreuz erlöst ihn von sich selbst und führt ihn über sich

hinaus. Wir sind, was wir werden sollen, wenn wir nichts mehr für uns selbst sein wollen. Unsere höchste Bestimmung und der Weg zu ihrer Verwirklichung wird bezeichnet durch das Kreuz. Gott gibt uns das Kreuz — das Kreuz gibt uns Gott!

Das Eiserne Kreuz.

Es ist dies eine ehrenvolle Auszeichnung für besondere Tapferkeit, für seltenen Heldenmut. Welch Tapferkeit, welch Heldenmut sehen wir nicht in diesen Tagen. Wir haben gewiß Ursache, stolz zu sein auf unser deutsches Volk in dieser Zeit des fürchterlichsten Krieges. Ein mächtig großes Kreuz hat sich mit weitausgestreckten Armen über unser Volk gelegt — ein Kreuz mit unsäglichen Schmerzen und Qualen und namenloser Angst und Pein. Aber unser ganzes Volk hat sofort die Bedeutung dieses Kreuzes erfaßt: Es bedeutet Selbstverleugnung, Selbsthingabe, Selbstaufopferung — es bedeutet treue Liebe bis in den Tod. Der einzelne ist nichts, das Vaterland ist alles. „Wer sein Leben verlieret, der wird es finden", — das ist die Gesinnung und der Geist der heldenmütigen Kämpfer an der Front, in den Schützengräben und hinter geladenen Kanonen. Sie opfern ihr Leben auf dem Altar des Vaterlands. Fünfzigtausend todesmutige Helden tragen bereits das Eiserne Kreuz als Anerkennung für eine Tapferkeit, wie sie wohl beispiellos dasteht in der Geschichte. Zwei Millionen Freiwillige haben sich gemeldet, die Lücken der Gefallenen auszufüllen und warten mit Schmerzen auf ihre Stunde, da sie sich aufopfern dürfen. Ist das nicht im Geiste des Heilands, der sich selbst verleugnete, der sein Kreuz trug, der am Kreuze sein Leben opferte für viele? O ja, wir danken dir, Gott, für diese heilige Volkserhebung. Du lässest herrlich erkennen, daß der Herr Christus unter Deutschlands Söhnen noch Nachfolger hat. Sein selbstlos-mutiger Kreuzesweg ist nicht vereinsamt. Die Fülle des Kreuzesmutes, der willig hinabsteigt in die tiefsten und dunkelsten Abgründe der Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, verheißt unserem Volke Aufstieg zu heiligen Lebenshöhen, — verheißt einen glorreichen Ostertag des Sieges und der Freude. Lustig wehende Fahnen und grüne Reiser werden ihn schmücken. O daß dann unser Volk im siegesfrohen Frieden des Kreuzes nicht vergessen möge, daß über dem gesamten Volke hochaufgerichtet als Siegeszeichen das heilige Symbol des Kreuzes stehen möge! Dann erst hat das Eiserne Kreuz seine höchste Bedeutung erlangt!

Das Rote Kreuz.

Der Name hat eine tiefe Bedeutung. Das Wort „Kreuz“ führt uns zurück zu dem Thron der Barmherzigkeit auf Golgathas Höhe, zu dem Berge, von welchem uns in dieser Welt voll Kampf und Streit Hilfe kommt. Das Kreuz gemahnt uns, daß der Menschheit wahrer Friede herauswächst aus der größten Tragödie der Weltgeschichte — „Er machte Frieden durch das Blut an seinem Kreuz“. Die ausgestreckten Hände, die dem Kampf und Streit ein Ende machen — sind die durchbohrten Hände; die Füße, die uns vorausgewandelt auf dem Pfad des Friedens — sind durchnagelte Füße; die Krone, die der Friedenskönig trägt — ist die Dornenkrone. Der große göttliche Friedensstifter ist gekreuzigt worden. Es ist am Kreuze auf Golgatha, da, wo menschliche Selbstsucht und Haß und Grausamkeit und Ungerechtigkeit ihr furchtbarstes Gericht gefunden; da, wo sich göttliche Liebe und ewiges Erbarmen in erhabenster Weise geoffenbart, da hebt der Friede an: nicht im Parlament der Menschen, sondern an dem Throne Gottes, „wo Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen.“

Es ist das „Rote“ Kreuz. Jedes wahre Kreuz trägt die rote Farbe, die Farbe des Blutes. Blut und Kreuz gehen zusammen. Blut ist Leben. Blut ist Erlösung. Rot ist die Farbe der Liebe. Liebe ist das ganze, selige Geheimnis. Liebe. Liebe ist, wenn nicht in jedermanns Herz, so doch in jedermanns Mund. „Geredet wird viel von der Liebe. Von zehn Geschichten sind neun Liebesgeschichten. Nicht anders steht's mit den Liedern, die gesungen werden; von Liebe, immer von Liebe, klingt's durch sie hin. Aber es ist ein falscher Wahn dabei. Nicht Liebe ist es, sondern „Liebelei.“ Am Kreuz geprüft ist es ein Betrug. Es fehlt das rote Blut. Es fehlt das Leben. Liebe ist nur ein anderes Wort für Selbstverleugnung, Selbstaufopferung. Liebe kann sich nicht zufrieden geben mit sentimentalen Gefühlen. Liebe ist, wie der Glaube, ein mächtig, schäftig Ding. Rechte Liebe ist stärkstes Wollen. Gott ist die Liebe. Und Christus, der uns den Gott der Liebe offenbart, hat sich nicht damit begnügt, Liebe zu den Mühseligen und Beladenen nur zu fühlen. Er hat die Arme ausgebreitet: „Kommt her zu Mir alle!“ Er hat sie wieder ausgebreitet, — da war's am Kreuz — und sich die Hände durchnageln lassen aus Liebe, die Hände, die Füße und die Seite.

In diesem großen Weltkriege ist es das „Rote Kreuz“ (sowie alle verwandten Organisationen, Diakonissen, Diakonen,

alle Mithelfer am Werke der Liebe), das uns das christliche Erbarmen vor Augen führt: für die Kämpfenden und Verwundeten, für die Hinterbliebenen der Gefallenen, für die Witwen und Waisen, für die Gefangenen und Heimatlosen. Gott sei gepriesen, daß unser Volk noch zu solchem Dienst der Liebe willig ist. Das mag des Krieges größter Segen bedeuten, daß so viele durch ihn lernen, die Not der andern als eigene Not empfinden. Anstatt müßige Tränen des Mitleids zu weinen, vielmehr die Tränen der Notleidenden zu trocknen. Das ist der Geist Christi. Das ist die Liebe. Das ist die Bedeutung des Roten Kreuzes. „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; — aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ Des Christen Kreuz ist das Kreuz der Hoffnung. Das Rote Kreuz ist das Kreuz der Liebe!

„Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm.“ 1. Joh. 4, 16.

Heimat und Heimweh

Es klingt und singt, es rauscht und braust in diesen gewaltigen Tagen ein Lied durch das deutsche Herz und Gemüt, „das hat eine wundersame, gewaltige Melodei" — es ist das süße Lied von der Heimat, von dem Lande

So hoffnungsgrün,
Dem Land, wo meine Rosen blühn,
Wo meine Träume wandeln gehn,
Und meine Toten auferstehn!

Und wem bei den wundersamen Klängen dieses Liedes Herz und Gemüt unbewegt bleiben sollte, der hat kein Herz und Gemüt, wenigstens kein deutsches Herz und Gemüt.

Melodie und Poesie, Dichtkunst und Gesang, seien es Klänge in Dur oder in Moll, die zarten Töne der Lyrik oder die Heldenstrophen der Epik, haben in der Heimat, in der trauten, süßen Heimat, ihren Urquell. Nationale Größe, Volkstum und Sprache, Patriotismus und Pietät, Sitte und Religion haben in der Heimat die Wurzeln ihrer Kraft. Was wäre die Odyssee ohne Ithaka im Hintergrunde? Was wäre das Lied der Nibelungen ohne die süße Minne der Heimat und dem ergreifenden Schmerz des Heimwehs? Was wären die besten Dichtungen auch der Neuzeit ohne die Klänge der Heimatliebe und des Heimwehs? Was Wilhelm Tell, wenn der Freiheitskampf hervorgegangen wäre aus den Debatten des Parlaments zu Bern, und nicht aus dem Altdorfer Tal, „wo stolz die Felsen drohn, die weißen Hörner, die hoch bis in den Himmel sich verlieren, die Gletscher, die des Nachts so donnern", von einem Menschenschlag, der sagen muß: „Mir wird so eng im weiten, schönen Land, viel lieber will ich unter Gletschern wohnen." Wie ergreifend klingt das Lied vom Wanderer, der vom Gebirge kommt zum dampfenden Meer, wo alles so viel prachtvoller, und doch dünkt ihm „die Sonne so kalt und das Leben so alt", und kann die Sehnsucht nicht bezwingen nach dem Lande der Heimat.

Und greifen wir zum Buch der Bücher — hat es je ein ergreifenderes Lied vom Heimweh gegeben, als das der in der

Fremde weilenden Juden, da sie an den Wassern zu Babel saßen, ihre Harfen an die Weiden hingen und weinten, wenn sie der Heimat gedachten: Daselbst hießen sie uns singen, die uns gefangen hielten und in unserem Heulen fröhlich sein: „Lieber, singet uns ein Lied von Zion!“ Wie sollten wir des Herrn Lied singen in der Fremde? — Vergesse ich Dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen!“

Meine deutschen Landsleute! Gerade dies Lied der hartbedrängten Juden in alter Zeit scheint mir eine wunderbare Anwendbarkeit zu haben auf unser deutsches Volk in der Gegenwart. Man hat unser deutsches Volk „Gottes neutestamentliches Israel!“ genannt, und mit tiefem Rechte. Wie von dem alten Israel das Heil ausging in alle Welt, so von unserem deutschen Volke, das Zivilisation und Kultur hinausgetragen hat zu all den Völkern Europas und Asiens und bis hinüber übers Meer zu unserem Amerika. Aber wie das heilige Land der Juden im Zentrum der Welt des Altertums lag und bedrängt wurde von Erbfeinden auf allen Seiten, so liegt unser deutsches Vaterland inmitten Europas, und während es je und je bedrängt gewesen, haben sich jetzt seine Grenznachbarn an allen Seiten wider dasselbe erhoben. Man will dem Deutschen das Vaterland zerstören, man will ihm die Heimat rauben! England, Rußland, Frankreich, Japan wollen das Erbe unserer Väter unter sich teilen, — und während alle es auf den schnödesten Raub abgesehen haben, kämpft das deutsche Volk für seine Heimat. England will den Handel der Welt beherrschen, Frankreich die Moden der Welt (oder der Halbwelt) und Rußland marschiert über Berlin nach Konstantinopel (etwas konfuse geographische Begriffe!). Es ist eine Räuberbande, die über unser Vaterland hergefallen; aber wartet nur, das deutsche Volk wird seine Grenzen wohl wahren und seine Heimat bis auf den letzten Blutstropfen verteidigen! O, wenn es uns hier im Auslande nur vergönnt wäre, an diesem heiligen Kampfe uns mit zu beteiligen! Unsere Lage ist eine schlimme. Man höhnt und verspottet und beschimpft uns Deutsche hier in der neuen Welt. Man foltert uns mit allerlei Schmähungen und Lügen. Man ruft uns auch in dieser Zeit höhnend zu: „Lieber, singet uns ein Lied von der Heimat!“ und wir antworten mit tiefem Schmerze: „Wie sollten wir die Heimatlieder singen im fremden Lande?“ Und doch singen

wir sie. Man mag uns die Harfe nehmen, das Lied bleibt, das Lied von der Heimat, das Lied vom Heimweh. O, es ist ein tiefes, großes, gewaltiges Weh, das Heimweh! — Deutschland, mein Deutschland, nach dir ist mir's so weh — für dich ist mir's so weh! Nur der Gedanke, daß du bedroht bist, daß Millionen deiner Söhne jetzt für dich kämpfen und bluten und sterben, daß deine Feinde schon triumphierend deinen Untergang verkünden, macht uns betrübt; — nicht verzagt, sondern betrübt. Nein, der Deutsche hat ein gutes Gewissen, und wer ein reines, gutes Gewissen hat, der kann Gott vertrauen und mutig sprechen:

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollt' uns schier verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es muß uns doch gelingen!

Und wie der alttestamentliche Sänger seiner Königsstadt Jerusalem den Schwur der Treue gebracht, in der Not und Verbannung: „Jerusalem, so ich dein vergesse, so werde meiner Rechten vergessen!" so tun wir auch den heiligen Schwur: „So ich dein vergesse, du Heimatland, so werde meiner Rechten vergessen!" Versteht Ihr dieses Wort: „so werde meiner Rechten vergessen?" Die Rechte ist die Hand der Stärke; die Rechte führt das Schwert, sie ist's, auf die ich mich stütze; die Rechte führt das Saitenspiel, die Rechte wird zum Segen erhoben. Nehmt alles in allem: die Rechte ist das Symbol der Kraft! Wenn ein Herz, ein Haus, ein Volk seiner Heimat vergißt, so wird seiner Rechten vergessen, das ist: seine Kraft erlahmt, seine Herrlichkeit welkt hin, sein Saitenspiel verstummt, seine Freiheit verwandelt sich in Knechtschaft. Dieser vaterländische Krieg soll sich und wird sich als ein Erweckungsmittel erweisen für die Deutschen im Auslande — für uns Deutsche hier in den Vereinigten Staaten, bei denen der theoretische Kosmopolitismus des vorigen Jahrhunderts praktisch sich verwirklicht hat in unserer Zeit, da einem die Heimat nicht mehr lieb und die Fremde nicht leid ist, da man das schnöde Lied singt: "ubi bene, ibi patria"; da man jedes Land schätzt und ehrt, nur nicht das eigene Vaterland. In dem Stücke haben es die eingewanderten Deutschen in diesem Lande gar vielfach fehlen lassen — sie haben ihre deutsche Sprache, ihr deutsches Wesen; ihre deutsche Abkunft, wenn nicht verachtet, so doch gering geschätzt, die guten Sitten ihrer Väter abgeschüttelt, die schlechten Sitten Amerikas angenommen. Goethe nennt dieses krankhafte Wesen „das umgekehrte

Heimweh"; er hätte es auch das verkehrte „Heimweh" nennen können. Wo wir das finden, da finden wir allemal jämmerliche Karikaturen, heruntergekommene Familien, von denen man sagen kann: sie gleichen der Kartoffelpflanze: das Beste ist unter der Erde! Wer seine Herkunft vergißt, hat keine Zukunft. Wir Deutsche werden jetzt dafür gestraft. Daß ein großer Teil der amerikanischen Presse glaubt, uns alles bieten zu können — das haben wir uns selbst zu danken. Wer sich selbst nicht achtet, soll nicht erwarten, daß ihn andere achten. Und seien wir nur ehrlich und gestehen wir es: der Deutsche hat hierzulande nur zu oft sich selbst, sein Deutschtum verachtet und verleugnet, und zwar so sehr, daß man es wagt, ihm zu bieten, was man keiner anderen Nationalität, nicht den Irländern, nicht den Italienern, nicht den Franzosen bieten würde. Aber es soll anders werden! und diese gewaltige Zeit hilft dazu, daß es anders werde.

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr!

Wir, die wir uns auf dem wüsten, lauten Marktplatz der egoistischen Sonderinteressen verloren haben, wollen uns wieder sammeln in dem hehren, heiligen Tempel unseres Volkstums, wollen uns bekehren zu dem Gott unserer Väter, wollen wieder das alte Lied des Glaubens, das Lied von der Heimat anstimmen — wollen uns die Hände reichen zum Bruderbunde. Und wo man das Lied singt von der gottgegebenen Heimat hier auf Erden, da singt man auch das andere Lied: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?"

Lieder in der Nacht

In dieser Woche ist großes Sängerfest. Der nationale Bund deutscher Sänger kommt zu seinem 24. Preissingen in Brooklyn zusammen. Aus allen Teilen des Landes sammeln sich die Sänger zum deutschen Lied — selbst der Setzer dieses Blattes schreibt uns, wir sollten unser Manuskript früher einsenden, da er Ende der Woche zum Sängerfest zu reisen gedenke.

Man könnte fragen: ist gerade diese Zeit nicht schlecht gewählt für ein deutsches Sängerfest, die Zeit, da unsere Brüder drüben blutig ringen mit einer Welt von Feinden? Wir denken nicht. Das einzige, was uns Deutschen hier in der Fremde noch bleibt, das ist das Lied von der Heimat, das Lied vom Heimweh. Das ist in diesen schweren Tagen unser einziger Trost, unsere letzte Freude. Das lassen wir uns nicht nehmen. Die Harfe mag man uns rauben, aber das Lied bleibt im Herzen und aus vollem, tiefbewegtem Herzen soll es ferner klingen. Wenn das deutsche Herz tiefbewegt ist, dann muß es singen, zwar nicht im heiteren Dur, sondern im weichen Moll der Wehmut und der Klage, der Hoffnung und der Sehnsucht — wie die Nachtigall ihr Lied schmettert in den dunkeln Stunden der Nacht. Wir sind überzeugt, daß das Lied, das in diesen Tagen gesungen wird beim deutschen Sängerfest, geweiht sein wird von dem gewaltigen Ernst der Zeit und, wie nie zuvor, zum Ausdruck bringen wird die Inbrunst der Vaterlandsliebe, sowie den süßen Schmerz des Heimwehs — und wenn das Herz so gestimmt ist, dann gibt es einen bezaubernden Gesang. Der Zauber des deutschen Liedes liegt in seiner Wehmut. Kam eine junge Sängerin zu einem großen Meister, um sein Urteil zu hören über ihre Stimme. Sie sang und trillerte mit wunderbarer Fertigkeit. Nach ihrem Singen urteilte der Meister: „Die Stimme ist da, aber es fehlt der rechte Schmelz, die Innigkeit; geh hin, mein Kind, hast du erst ein großes Leid durchkostet, dann wirst du vollends singen lernen, singen wie eine Nachtigall!“ — sanft, süß, wehmutsvoll, glaubensvoll, wie das Abendlied:

Des Tags verworrenes Getümmel
Rauscht in der Ferne dumpf und sacht,
Ein andres Reich geht auf am Himmel,
Das wunderbare Reich der N a ch t.
Du rufst der Nacht im Sternenkranze,
Du deckst das Tal mit Mondenruh —
Deck, Vater, auch mit deinem Glanze
Zwei müdgeweinte Augen zu.

Ein nächtliches Dunkel lastet jetzt auf unserem deutschen Volke. Unserem deutschen Volke grauet nicht vor der Nacht. Aus der Nacht ist es herausgeboren: „aus dunkler Nacht und blut'ger Schlacht zum goldnen Morgen auferwacht." Es ist wieder Nachtzeit, aber auch aus dieser Nacht der schwersten Prüfung wird das deutsche Volk als wiedergeboren hervorgehen, — ganz gewiß! Man redet oft so oberflächlich von Tag und Nacht, als ob die Nacht eine unheimliche, feindliche Macht darstellte. „Die Nacht ist niemandes Freund" heißt es im Sprichwort. Richtig verstanden, ist das Gegenteil wahr. Viele unserer Sprichwörter verbinden in sich Tag und Nacht — sind licht und dunkel zugleich. Wir singen mit Lenau:

Weil auf mir, du dunkles Auge,
Uebe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Man spricht von der „Sonne des Glücks". Tatsache aber ist es, daß gerade die Völker, die am meisten Sonnenschein haben, nicht die glücklichsten sind. Der Orient ist das Land der Sonne. Indien ist überflutet von Sonnenlicht. Man studiere aber die Orientalen. Sie sind Pessimisten. Trübe Verzweiflung ist ihre Stimmung. Der Humor ist ihnen unbekannt. Wie sein Volk, so ist seine Literatur, seine Religion, seine Philosophie. Man vergleiche mit diesen die nordischen Germanen. Da wohnt der Optimismus, da wo der Sommer kurz, der Winter lang ist, da wo die Nacht beinahe den Tag beherrscht. Der nordische Germane weiß mehr Lebensglück aus einem Tage zu gewinnen, als der Orientale aus einem ganzen Jahre. Was wir hieraus lernen, ist dies: das Leben kann auch zuviel Sonnenschein haben. Der Mensch ist auf beides angewiesen und hat beides nötig, Tag und Nacht, Sonnenschein und Schatten, und er gedeiht da am besten, wo beide gleichmäßig verteilt sind; — wenn etwas, dann kann er mehr Schatten als Sonnenschein vertragen.

Gottes Natur ist wie eine großmütige, liebende Mutter. Mit ihren rosenfarbigen Lippen des Sonnenaufgangs weckt sie ihre Kinder und schickt sie in Beruf und Arbeit, und nach des Tages Last und Hitze, wenn sie matt und müde und erschöpft sind, führt sie sie in die dunkle, stille Kammer, zieht um sie den Vorhang und lullt sie ein zur süßen Ruhe. Aber das ist nicht alles. Sie kennt ihre Kinder. Sie kennt ihre Bestimmung, die nicht nur zeitlich, sondern ewig ist. Der Wechsel von Tag und Nacht hat viel zu bedeuten in der Pädagogik Gottes mit den Menschen. Der Tag offenbart dem Menschen diese Welt und dieses Leben, sowie seine Aufgabe, seinen Beruf in dieser Welt; die Nacht offenbart ihm eine andere, ganz andere Welt. Die Sonne leuchtet zwar, aber sie blendet auch; niemand kann in die Sonne schauen, ohne daß es ihm schwarz vor den Augen wird. Am Tage schauen wir darum auch nicht nach oben. Die Nacht dagegen öffnet mit ihren Sternen die Fenster des Himmels und flüstert dem Menschen das Geheimnis zu, daß er nicht nur ein Bürger der Welt, sondern des Weltalls sei. Der Tag ist endlich, die Nacht ist unendlich. „Die Eulen der Minerva fliegen am Abend". Am Tage wütet und tobt der wilde Kampf und Streit, am Abend wird der Erfolg niedergeschrieben in das Buch der Geschichte. Am Tage operiert der Mensch mit dem Mikroskop, in der Nacht mit dem Teleskop. Am Tage blickt er auf das Nahe, in der Nacht sucht sein Auge die geheimnisvolle Ferne. Die Nacht ist mystisch. Der Tag zerstreut. Am Tage drängt sich Arbeit an Arbeit und verdrängen Gedanken Gedanken; aber es folgt die stille, einsame, andachtsvolle Nacht, die Stunden des Alleinseins; und wenn es nun stille wird und die Flügel der Einsamkeit umrauschen dich und von hochher blinken nur die schweigenden Sterne, du hörst leise, flüsternde Stimmen aus einer anderen Welt, das Klopfen des eigenen Herzens — das sind heilige, geweihte Stunden. „Gott gibt Gesänge in der Nacht." „Wir werden eure Kirchtürme niederreißen, daß ihr nicht mehr an euren religiösen Aberglauben erinnert werdet!" sagte ein Atheist zu einem frommen Bauer. Dieser antwortete: „Aber die Sterne werdet ihr stehen lassen, und diese kann man weiter sehen als den Kirchturm!"

Welche Wunder wirkt Gott in der stillen, einsamen Nacht! Alles Leben wird aus dem dunklen Schoß der Nacht hervorgeboren. Soll das Saatkorn wachsen, so muß es erst im dunklen Schoß der Erde keimen. Die eigentlichen, lebenerhaltenden Organe des Menschen sind innerlich verborgen: das Herz, die Lungen,

die Billionen von Blutzellen — alles ist unsichtbar, alles im Dunklen. Sie alle scheuen das Licht. Physisch ist der Mensch eine Kreatur der Nacht. Und wie erst in geistiger und geistlicher Beziehung! Die Gedanken haben ihre Geburtsstunde im Dunklen.

Alles, was wir bisher gesagt haben, scheint nur ein Gleichnis zu sein auf das geistliche, religiöse Leben, tief verborgen in der menschlichen Brust. Wie unser Altmeister Goethe sagt:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Wir finden das bestätigt im Leben der größten Männer. Wir finden das bestätigt in der Geschichte unseres deutschen Volkes in der Vergangenheit, und besonders jetzt in der Gegenwart. Jawohl, jetzt in der dunklen Gegenwart. Welch' ein Segen strömt jetzt schon aus der heiligen Prüfung und Not. O du mein Volk, mein vielgeschmähtes, heißgeliebtes deutsches Volk, mein Lied und meine Sehnsucht, an dessen Adel und Sendung wir immer geglaubt haben, auch wenn wir in den sonnigen Tagen deines Glücks über deiner Selbstentfremdung schier verzweifelten — du hast dich wieder gefunden in den dunklen Tagen großer Trübsal und Not. Deine Art wacht wieder auf, dein Wesen wird wieder lebendig, und in den Stunden der Nacht hört man die deutsche Nachtigall wieder schmettern. Was du am Tage verloren, hast du in der Nacht der Trübsal wieder gefunden, dich selbst und deinen Gott. Das ist der Segen der Nacht!

Die Nacht hat einen bösen Ruf, aber sie ist besser, als ihr Ruf. Wer ist es, der gesagt hat, daß im Reiche Großbritanniens die Sonne niemals untergeht — weil unser Herrgott keinem Engländer im Dunkeln trauen könne. Das ist in dieser Zeit mehr als ein guter Witz. England hat jetzt auch seine dunklen Stunden. Seine Sonne ist im Untergang begriffen. Das Maß seiner Sünden ist voll — aber ohne Selbsteinkehr und Selbsterkenntnis, und darum zum furchtbaren Gericht. Es ist nicht Nachtigallenlied, das dort jetzt erschallt, sondern wüstes Unkengeschrei. Die Nacht kann zum Morgen führen, sie kann aber auch in ewige Nacht enden. Die Nacht kann die Geburtsstunde werden für alles Göttliche und Heilige und Edle, sie kann das Beste im Menschen wirken — aber auch das Schlechteste. Nicht jeder Nachtvogel ist eine Nachtigall!

Die rechte deutsche Wartburg

Warten müssen ist des Menschen Los — warten können ist eine feine Kunst.

Das ganze menschliche Leben ist ein Warten. Erschütternd haben Dichter davon geredet, in herzandringender Weise haben Meister der Tonkunst davon gesungen. Es wartet das Kind auf das Großwerden, der Jüngling mit Sehnsucht auf den Tag, wo er den Pflug regiert und Furchen zieht auf dem Felde des erwählten Berufes; mit der Sichel in der Hand steht der Mann da und erharrt die Ernte seiner Aussaat. Anders ist das Warten der Jugend, anders das Warten des erfahrenen Alters. Die Jugend malt die Zukunft in goldenen Farben. Märchenbilder voll Licht, Glanz und Glück. Ich denke da an Scheffels Worte in seinem „Ekkehard": „Wie hoffnungsgrün und beseligt ist der Mensch, der in seinen jungen Tagen auf unbekannten Pfaden unbekannter Zukunft entgegenzieht: die weite Welt vor sich, der Himmel blau und das Herz frisch, als müßte sein Wanderstab überall, wo er ins Erdreich einstößt, Laub und Blüten treiben und das Glück als goldenen Apfel in seinen Zweigen tragen. Wandre nur immer zu! Auch du wirst einstmals müden Fußes im Staub der Heerstraße einherschleichen, und dein Stab ist ein dürrer Stecken, dein Antlitz welk und die Kinder zeigen mit Fingern auf dich und lachen und fragen: wo ist der goldene Apfel?" . . .

Ist der Mensch erst dahin gelangt, ans Ende des mühevollen Weges, nach all dem Schmerz des Lebens, nach all dem Hangen und Bangen des armen Herzens, da hat man manches gelernt — und selig ist der zu preisen, der dies Eine gelernt hat: daß das Warten eine feine Kunst ist. Kunst stammt ab von dem Worte „Können" — kannst du warten, dann hast du die schwerste, aber auch die heilsamste Kunst gelernt; eine Kunst, die das sonst so abrupte und zerrissene Leben zu einer lieblichen Symphonie zusammenfaßt. Wenn ich nicht irre, dann war es der große Beethoven, der gesagt hat: „Das Wirkungsvollste in der Musik sind die Pausen." Das Wort ist bedeutsam. Bei dem Spiel eines Orchesters kommt plötzlich ein Augenblick, wo die Musik schweigt. Die Musikanten beugen sich über

ihren Instrumenten wie in einer Ekstase, der Dirigent schlägt den Takt mit besonderer Weihe; aber man hört keine Note. Was bedeutet dieses Schweigen? Es ist keine Unterbrechung. Es ist ein Teil der Komposition, und zwar ein sehr wichtiger und wirkungsvoller Teil, so wirkungsvoll, wie das nachfolgende Schmettern der Posaunen. Es ist nicht das Ende, sondern die Anmeldung von einer überraschenden Fortsetzung. Es ist Passivität mit innewohnender Aktivität; eine Passivität, die die Aktivität nur umso wirkungsvoller macht.

Wie in der Kunst, so finden sich solche Pausen auch im menschlichen Leben. Sie spielen hier eine bedeutende Rolle. Welch' eine Pause ist die Nacht, die dunkle, stille Nacht. Können wir uns etwas Ergreifenderes denken, als die Stimmung, die Meister Goethe beschreibt in seinem Abendlied:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh,
In allen Wipfeln spürest du kaum einen Hauch,
Die Vöglein schweigen im Walde —
Warte nur, balde ruhest du auch!

„Warte nur, balde —!" Das Wort begleitet uns durch unser ganzes Leben. Auch die Natur hat ihre Pausen, ihre großartigen Pausen. Man könnte hier von einem dramatischen Effekt reden. Man denke nur an einen Gewittersturm. Auf einmal eine plötzliche unheimliche Stille. Kein Lüftchen weht. Kein Vöglein singt. Dann auf einmal das Krachen des Donners, so daß Himmel und Erde bebt. Man denke an den Uebergang vom Winter zum Frühling. Der Winter ist vorüber. Der Frühling ist noch nicht da. Alles wartet. Aber im Verborgenen schafft und waltet die göttliche Allmacht, und was sie langsam und im Stillen vorbereitet, tritt dann auf einmal über Nacht herrlich hervor.

Welche Pausen hat die Geschichte! — scheinbar eine Passivität und doch eine wunderbare Aktivität, ein Verbergen der schlummernden Kräfte, die wir nicht kennen, oft kaum ahnen, bis daß sie mit vulkanischer Macht plötzlich hervorbrechen. Golgatha zeigt uns die großartigste, zugleich aber auch wirkungsvollste Pause in der Weltgeschichte — scheinbar ein tragisches Finale, in Wirklichkeit das majestätische Präludium zu einer Umgestaltung der Weltgeschichte.

Und so auch im individuellen Leben eines jeden einzelnen. Da gibt es auch Pausen, oft beängsti-

gende Pausen. Da kommen Zeiten, wo alles scheint stille zu stehen, wo die Kraft erlahmt und alle Hoffnung schwindet — und doch, das sind wohl kritische, aber bedeutungsvolle Geburtsstunden: es ist etwas Großes und Neues im Werden. „Warte nur, balde!" Das Leben ist wie eine hebräische Bibel — es muß von hinten nach vorne gelesen werden; nachher erst verstehen wir die geheimnisvollen Pausen in der wunderbaren Komposition unseres Lebens.

Die letzte Pause für uns alle ist das Grab. Aber es ist nur eine Pause, nicht das Ende. Das Leben endet nicht in eine Sackgasse. Anstatt Ende ist es vielmehr Anfang — alles Leben kommt aus dem Grabe! Gerade in gegenwärtiger Zeit stehen wir am Massengrabe von Tausenden und Hunderttausenden unseres Volkes, die im ehrlichen, mutigen Kampfe für Gott und Vaterland gefallen sind. Sie sind nicht umsonst ins Grab gesunken. Warte nur! — aus ihren Gräbern erwächst eine neue, glorreiche Zeit für das deutsche Volk in aller Welt. Es ist eine edle, kostbare Saat; aber „die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten."

Der Herrgott sprach: Es ist genug!
Ich nehme selber nun den Pflug
Und pflüge mir mit eigner Hand
Mein hartgewordenes deutsches Land.

In blutigrotem Abendschein
Warf Er als Saatkorn kurz hinein
Den Fürsten wie den Bauersmann,
Und keins die Körner zählen kann.

Jedweden, wie Er ihn gewollt,
Und mancher Gute, Beste rollt
Als Saatkorn in das deutsche Land,
In den zerwühlten Bodensand.

Und Tränen rinnen Tag und Nacht
Wie Regen, bis die Saat erwacht,
Und Liebe, weiß wie Sonnenbrand,
In das erweichte Ackerland.
Wart nur! — aus Blut und Schutt
und Brand
Ersteht ein neues Vaterland!

Unser deutsches Volk hat oft schon in seiner tränenreichen Geschichte warten müssen und hat das Warten gelernt. Als nach

dem deutsch-französischen Kriege Wilhelm I. heimkehrte mit seinen tapferen Truppen mit der Siegespalme in der einen, und der Kaiserkrone in der anderen Hand, da schien es, als ob unser Volk sein Ziel erreicht hätte und nun in Ruhe und in Frieden ungestört wohnen könne. Aber es hat den bösen Nachbarn nicht gefallen. Unter dem Einfluß von England, das in gefräßiger Gier alle Güter der Erde allein verschlingen möchte, und neidisch blickte auf den gedeckten Tisch Deutschlands und ihm sein sauer und ehrlich verdientes Brot mißgönnte, wurde der Friede untergraben. Deutschland mußte es geschehen lassen, daß ein Volk nach dem anderen durch Englands Intrigen und Hetzereien zu Feinden gemacht wurde, wenn es auch die Ränke durchschaut und ihm dabei das Blut in den Adern gesiedet. Deutschland konnte warten; aber dieses Warten bedeutet nicht Inaktivität. Wer warten kann, rüstet sich auf die kommende Stunde. Der Taktstock ruht nicht während der Pause. Deutschland hat sich gerüstet, und als der Krieg ihm aufgezwungen ward, da hieß es bei siebzig Millionen: nun komme, was kommen mag; — und wenn die Welt voll Teufel wär', wir sind gerüstet! Und die Welt voll Feinden wird sich noch die Zähne zerbeißen an der deutschen Nuß! Als eine Kriegserklärung nach der anderen kam, da gab's keine Furcht, kein Zittern und Zagen, sondern gläubig und unerschrocken und getrost hat der deutsche Recke seinen feldgrauen Kriegsrock angezogen und ist den Feinden entgegengetreten. Die Zeit des Wartens war vorüber, die Marokkokrisis (welch' eine peinliche Pause!), die Balkanwirren (kaum glaublich, daß Deutschland damals nicht schon das Schwert gezogen!) und dann der Greueltag von Serajewo: nun endlich war die Zeit des Wartens vorbei, und es ging hinein in den heiligen, furchtbaren Kampf, in die Prüfung voll unendlicher Qual und Pein. Seit dem Ausbruch dieses schrecklichsten aller Kriege warten wir auf den Ausgang und das Ende. O dies Warten fällt uns so schwer, so schwer. Und doch: Warte nur, balde, balde — wird kommen der Tag, da unsere Zunge voll Rühmens und unser Mund voll Lachens sein wird.

Und ob es währt bis in die Nacht
Und wieder an den Morgen,
So soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht und sorgen!

„Meine Seele wartet auf den Herrn!" so singt der alttestamentliche Sänger. Wer so warten kann, ist selig dran.

Viele von uns haben das freilich verlernt. Darf ich ganz offen davon reden, offen und in Liebe, nicht im Ton zänkischen Vorwurfes? Ich hasse den Zank, besonders auf der Kanzel. Aber offen darf ich sein und offen und ernst in dieser Zeit der ernsten Heimsuchung von heiligen, vielleicht lang verschwiegenen und mißachteten Wahrheiten reden. Der blutige Ernst der Schlachten sollte selbst in den leersten Herzen eine Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Gott erwecken und auch die Leichtsinnigsten auf den lange nicht betretenen Weg des Gottsuchens drängen. Es ist ein köstlich Ding, die langen, bangen Pausen der Angst und Ungewißheit mit Seufzern und Gebeten auszufüllen. Die großen deutschen Helden, der Kaiser voran und der alte Recke Feldmarschall von Hindenburg, ich möchte beinahe behaupten, die großen Männer alle, alle gehen uns jetzt darin mit gutem Beispiel voran. Brauchst dich nicht zu schämen, die Hände einmal wieder zu falten und zu beten. Heute betet das ganze deutsche Volk — und Gott erhört seine Gebete wunderbar. Nur gläubig ausharren und warten. Das ist eine feste Burg — die rechte deutsche Wartburg!

„Der Gerechten Pfad glänzet wie ein Licht, das da fortgehet und leuchtet bis auf den vollen Tag!“

Es ist November. Der Monat November hat ein trübseliges, melancholisches Gesicht und eine kalte Hand. Man sagt zwar: „Kalte Hand — warmes Herz“. In diesem Falle trifft es nicht zu. Die Toten haben auch eine kalte Hand und ein eiskaltes Herz. Die Tage sind wieder kurz, die Nächte lang. Es will oft gar nicht recht Tag werden. Wo ist der Sommer geblieben? Frühlingsduft verwehet. Sommerglanz vergeht. Es nimmt alles ein Ende. Inzwischen gilt es, weiter wandern dem Ziel entgegen, durch trübe Tage, vielleicht durchs dunkle Tal. Wir können dies ohne Furcht, wenn wir nur die Zuversicht haben, daß der Ausgang hell und freundlich und siegreich sein wird. Diese Zuversicht kann der Gerechte haben, denn des Gerechten Pfad geht allemal „aus der Enge in die Weite, aus der Tiefe in die Höh'!“

„Der Gerechten Pfad glänzet wie ein Licht, das da fortgehet und leuchtet, bis auf den vollen Tag.“ Ist er nicht wieder einmal gekommen, „der Tag“, der einen Wendepunkt in der Geschichte bedeutet — der Tag des Gerichtes und der Entscheidung? Wir haben sein Kommen geahnt. Sage niemand, daß der große europäische Krieg unerwartet gekommen. Wer tiefer blickte und tiefer empfand, und ein Auge hatte für die Zeichen der Zeit, für das Barometer, das den Sturm voraus verkündet, hat wohl geahnt, daß ein furchtbarer Orkan im Anzuge war. Alle Welt wartete mit Zittern und zitterte in banger Erwartung. Alles war ungewiß. Solche Ungewißheit ist qualvoll. Die beste Ungewißheit ist schlimmer, als die schlimmste Gewißheit. Als nun das Schlimmste kam, da haben viele erlöst aufgeseufzt: „Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!“ Es sah aus, als bedeute dieser Krieg für Deutschland ein Ende mit Schrecken. Nicht alle hatten damals die freudige Zuversicht, die heute unsere Herzen erfüllt. Nein, es gab viele Verzagte und Kleingläubige. Das war begreiflich. Wirkte der allmächtige Gott nicht ein Wunder, dann war Deutschland seinen grimmigen Feinden gegenüber rettungslos verloren. Solcher Wunderglaube ist aber nicht jedermanns Ding — der

Glaube, von dem der Apostel sagt: „er ist eine gewisse Zuversicht des, das man hofft und nicht zweifelt an dem, das man nicht sieht."

Im deutschen Vaterlande hat man schon viele Jahre vor Ausbruch des Krieges in dunkler Ahnung und Vorempfindung gesprochen von „dem Tag" — dem Tag der Schrecken, des Gerichtes, der Entscheidung. Man erwartete ihn als unabweisbares Verhängnis, und zwar so bestimmt, daß man beim Zusammentreffen im vertrautesten Kreise sich die Hand reichte und mit verständnisinnigen Blicken einander grüßte: „Der Tag!" Der Tag ist gekommen, der längst geahnte große Tag der Entscheidung. Er schien wie eine dunkle Grabesnacht über unser Volk hereinzubrechen. Schwarze Wolken ballten sich zusammen, unheimliche Sturm- und Gewitterwolken. Das Dunkel wurde nur hier und da momentan erleuchtet von zuckenden Blitzen. Es gibt keine Illumination wie die des Blitzes. Beim Blitzeszucken ist uns zu Mute, als wenn der Vorhang vom Allerheiligsten weggezogen würde und wir den Allmächtigen auf seinem Throne sitzen sähen. Der Blitz leuchtet nicht nur, er zündet auch. Im Lichte des Blitzes mit dem schwarzen Hintergrund der Sturmwolken sieht man hell wie bei keinem anderen Licht. Es ist dies so recht ein Hellsehen.

Was jedoch als eine unheimliche, verderbenbringende Nacht erscheinen mochte und vielen von uns als solche erschien, das ist in Wahrheit ein Tag, „der Tag" gewesen, der, neben all seiner Angst und Qual und Schrecken, dem deutschen Volke doch einen unaussprechlich großen Segen gebracht.

„Es tagt" jetzt wieder im deutschen Vaterlande. Der Sturm hat auch sein Gutes — er hat die unerträglich erstickende Atmosphäre einmal gründlich gereinigt. Das deutsche Volk, heimlich umgarnt auf allen Seiten von Falschheit und Verrat und listigen Anschlägen, beginnt wieder einmal nach langer Zeit frei aufzuatmen, indem es aus seiner qualvollen Ungewißheit herausgerissen worden ist und nun weiß, woran es ist — mit England, Frankreich, Rußland — und auch Italien! Das ist schon unendlich viel wert. Der falsche Wahn, in den es sich eingewurzelt hatte, ist vorbei, auch die dem deutschen so eigene naive Vertrauensseligkeit, auch die Sentimentalität. Welch' eine Erlösung! Und das deutsche Volk merkt jetzt erst, wie unerträglich seine Lage gewesen: umringt von Gegnern, immer geschädigt, aber um des lieben Friedens willen nachgebend; immer voll ehrlichen Willens, aber gemißbraucht und mit schnödestem Undank belohnt. Die

listige diplomatische Komödie ist zu Ende. Die Herrschaften haben die Maske abgeworfen. Nun helfe Gott und das gute Schwert!

Und Gott hat geholfen. Es tagt. Zwar ist der Krieg noch nicht zu Ende; aber er geht bereits seinem Ende entgegen. Wer nicht mit Blindheit geschlagen ist, muß sehen, daß das Ende der Triumph des wuchtigen deutschen Schwertes und der gerechten deutschen Sache sein wird. Zwar maßen wir uns die Gabe der Weissagung nicht an; aber wir haben Glauben, festen, unerschütterlichen Glauben, Glauben an den Allmächtigen im Himmel, der allemal das letzte und entscheidende Wort redet, und glauben an die gerechte Sache unseres schwer heimgesuchten deutschen Volkes: und aus solchem Glauben reden wir. Das größte Wunder ist uns nicht, was Gott der Herr durch unser Volk in diesem Kriege gewirkt hat, sondern was Er an unserem Volke wirkt. Welch' ein Glaubensmut, welch' eine Selbstverleugnung, welch' ein Opfersinn, welch' eine Einigkeit, welch' eine große elementare Spannung auf die Tat hat sich auf einmal drüben gezeigt. Wie sie in allen lebt, drängt, vorwärts treibt, die Männer zur Fahne, die Frauen zur Pflege, die Untauglichen und Jugendlichen in die Lücken. Solch eine gewaltige Bewegung, ganz einheitlich in der Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinung, die mit einem starken Pulsschlag durch den ganzen Volkskörper geht, sah unser Volk noch nie. Man wird über diese Zeit schreiben: Die Nacht ist vergangen, der Tag ist herbeigekommen — es tagt!

Wo ist die Sorge nun, die Not,
Die mich noch gestern wollt erdrücken?
— Ich schäm' mich des im Morgenrot!

Es tagt — auch hier in der neuen Welt, wo Lüge und Verleumdung solch dunkle Wolken über uns Deutsche geworfen haben. Ich muß offen gestehen, das Benehmen unseres amerikanischen Volkes während dieser Kriegsmonate ist mir ein psychologisches Rätsel gewesen. Als die ersten grenzenlos unverschämten, aber zugleich auch undenkbar plumpen Lügen von der Lügenzentrale London zu uns herüber kamen, da hielt ich sie für eine krasse Beleidigung der Intelligenz des amerikanischen Volkes und glaubte nicht anders, als daß es so allgemein empfunden würde. Wie habe ich mich aber getäuscht! Anstatt die Lügen mit Entrüstung zurückzuweisen, hat man sie mit heimlicher Freude begrüßt und zu

schauerlichen Monstrositäten aufgebauscht; — wo ein Fünklein sich zeigte, da hat man mit aller erdenklichen Mühe versucht, ein Feuer daraus zu machen und so von Tag zu Tag mit allerlei haarsträubenden Sensationsnachrichten einen wahren Sport getrieben. Einige von uns waren naiv genug, einen ehrlichen Versuch zu machen, die grenzenlosen Unwahrheiten zu widerlegen und der Wahrheit Eingang zu verschaffen, haben aber bald ausfinden müssen, daß wir gegen Windmühlen kämpften; haben ausgefunden, daß es nicht ein intellektueller Prozeß ist, noch viel weniger ein sittlicher, bei dem das Gewissen entscheidet, auf dem unser Volk zu seiner Stellungnahme gelangt, sondern leidenschaftliche, schier fanatische Voreingenommenheit für "dear old England," und diese wieder hat ihren Grund in kommerziellen Interessen, in finanziellen Interessen — mit einem Worte: im Gelde! Geld spielt eine ungeheure Rolle in diesem Kriege, und es hat sich gezeigt, daß mehr als ein Volk feil ist — für Geld! Geld spricht — und für viele spricht es das entscheidende Wort. Es ist unendlich traurig, aber es ist wahr. Wie traurig und demütigend dies für unser Volk ist, das sehen jetzt viele unserer besten Volksfreunde ein. Sie sind darob tief betrübt und bekümmert. Sie fangen an Buße zu predigen, und zwar nicht ganz ohne Erfolg. Im Stillen macht sich jetzt schon ein Umschwung in der Meinung des Volkes bemerkbar. Die letzten Wahlen und so manches andere beweisen das. Es tagt!

Es tagt auch noch in vielen anderen Beziehungen unter unseren Volksgenossen. Wir lernen von der großartigen Erweckung und Erhebung des deutschen Volkes in der alten Heimat. Auch wir Deutsche kommen jetzt zusammen, zunächst äußerlich — aber wir werden uns auch innerlich vereinen. Wir besinnen uns wieder auf unsere heiligsten Güter, auf unsere Sendung. „Durch Gottes Fügung — welche Wendung!" möchten wir ausrufen. Ja, Gott sei Dank, „es tagt!" Zwar etwas später, als wie drüben; wenn es bei uns noch Nacht ist, dann leuchtet drüben schon das Morgenrot. Aber die Sonne geht unaufhaltsam ihren Gang, und wenn Gottes Zeit und Stunde gekommen, dann wird man auch hier den frohen Ruf hören: Die Nacht ist vergangen — es tagt!

Ein Wort an die deutsche Jugend

„Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist!“ — das war die Mahnung, die wir in dieser Zeit an die Eltern unserer deutsch-amerikanischen Jugend richteten. Das Eisen ist jetzt heiß. Die Glut deutschen Empfindens ist, wie nie zuvor, in den Herzen unserer Jugend erwacht. In dem heldenmütigen Kampfe unseres deutschen Volkes für Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit will auch unsere Jugend mit teilnehmen. Glühende Begeisterung ist über sie gekommen. Es gibt in der Welt nichts Schöneres und Erhabeneres als eine begeisterte Jugend, eine Jugend, die emporstrebt zu dem Reich des Idealen, wo Adler fliegen und Sonnen leuchten. Da ist es eine Wonne für uns, die wir am Ziele des Weges stehen, zurückzublicken auf die, die nach uns folgen und die, wenn unser Arm erlahmt, die hellleuchtende Fackel aus unserer Hand übernehmen, um sie emporzuhalten und weiter zu tragen zum Wohl und Heil zukünftiger Geschlechter. Es ist eine Freude, an solche begeisterte Jugend Worte der Weisheit und Mahnung zu richten, — eine Freude, die wir uns nicht nehmen lassen wollen; denn der zu euch spricht, kennt die Jugend, liebt sie und hat sein ganzes Leben für dieselbe geopfert. Er ist e i n e r aus eurer Mitte, ein Deutsch-Amerikaner, der mit seinen Herzwurzeln im heiligen Boden der Vergangenheit haftet und aus gesunden Wurzeln heraus hier im großen, freien Amerika wachsen und sich entfalten möchte zu dem, wozu Gott der Herr uns Deutsch-Amerikaner bestimmt hat. Wir haben unsere hohe und wichtige Bestimmung. Wir sollen nicht verloren gehen hier in dem buntscheckigen Haufen. Wir sollen unser Ich, unseren Charakter, unsere Seele bewahren; — oder, um es kurz und bündig in der Landessprache auszudrücken: We should not be made by environment, but make environment. Nicht Amboß wollen wir sein, sondern Hammer. Dazu aber gehört Geist und Begeisterung. Beides sollte uns als Kindern deutscher Eltern nicht fehlen, besonders nicht in dieser großen, epochemachenden Zeit, die uns aus den Niederungen der Gewöhnlichkeit, Kleinlichkeit, Blasiertheit und Oberflächlichkeit zum Idealen erheben sollte.

Zum Idealen. Laßt uns nicht spielen mit diesem Worte, sondern es erfassen und verstehen lernen — verstehen mit unserem

Kopfe und erfassen mit unserem Herzen. Dies Wort ist abgeleitet von dem Worte „Idee“. Das Wort Idee hat viel, unendlich viel, oder gar nichts zu bedeuten, je nachdem es gebraucht oder mißbraucht wird. Es ist ein Mißbrauch des Wortes, wenn man es zu einer Null entleert; — wenn man z. B. sagt: „Das ist nur so eine Idee von mir.“ In beiden Fällen hat das Wort nicht viel mehr zu bedeuten, als ein flüchtig aufsteigendes Schattending, ein Traum, ein Wahn, ein Nichts.

Nun gar Ideale! Abgeleitet von dem Wort Idee. Jeder Mensch will seine Ideale haben und versteht meistens darunter seine „fixen Ideen“, seine Passionen, seine Wünsche. Diese Ideen sind meistens Träume. Aber Träume sind Schäume. Auch die goldenen Träume und Phantasiegebilde sind keine Ideale, und ein Mensch, der sich in solchen leeren Träumereien wiegt, ist eben ein Träumer, ein Phantast, baut Kartenhäuser und wohnt in Luftschlössern. Gesunde Ideen sind von fundamentaler Bedeutung fürs Leben. Und ein Mensch, der, wie man sagt, immer in höheren Regionen schwebt, der auf der Flucht vor der Wirklichkeit „mit Geistesflug sich in die Höhe schwingt und von dem Tanz der himmelhohen Sphären ein monotones Lied mit großer Inbrunst singt“, ein solcher Mensch ist kein Idealist, sondern ein Schwärmer. Nebeln und Schwebeln in dunkeln Gefühlen und Ahnungen ist mit nichten Idealismus. Doch aber liegt ein wahres Moment in dieser Betrachtungsweise; daß sie nämlich über die gemeine, sinnliche, hausbackene Wirklichkeit der Dinge hinausgeht, daß sie aus der sichtbaren, materiellen Welt hinaufstrebt zur übersinnlichen, unsichtbaren, geistigen und geistlichen. Denn in der unsichtbaren Welt, da wohnen die Ideen, und die rechten Ideale sind nicht von dieser Welt; aber sie sollen in diese Welt herniedergeführt werden. Darum wird der wahre Idealist nicht vor der Welt fliehen, sondern klaren Kopfes und hellen Geistes einen Kampf mit ihr aufnehmen, um in die verworrene Masse, in den spröden Stoff mit starker Hand Ideen hineinzubilden.

Die Jugend sollte sich begeistern können für die idealen Güter der Menschheit. Der Grad der Begeisterung mag verschieden sein, sowie die Art und Weise äußerer Kundgebung, denn das ist vielfach abhängig vom Temperament; aber das Feuer sollte in ihr brennen, mag es nun zucken und strahlen, wie der Blitz, oder sanft und wonnig hervorbrechen, wie das ferne Wetterleuchten am Abend. Junge Leute sollen Gesichte sehen, sollen entzückt werden in den dritten Himmel und unaussprechliche Worte hören, so daß sie wie

Paulus so hingerissen sind, daß sie sich kaum Rechenschaft darüber geben können, „ob in dem Leibe oder außer dem Leibe".

Ich weiß, daß solche jugendliche Begeisterung von vielen verachtet wird, und besonders von solchen, die zu ihrem Grundsatz machen: "nil admirari!" d. h. nichts bewundern, sich durch nichts aus dem Gleichgewicht bringen lassen. Sie sind nüchtern wie ein Fels, an dem alles abprallt; sie sind empfindungslos wie eine Auster, die nervenlos dahinvegetiert; sie sind verständig, o so verständig, daß auf der Höhe ihres intellektuellen Lebens wie auf den Höhen der Alpen weder Gras noch Blume mehr wächst; dünn und kalt weht da die Luft, und ewiger Schnee bannt alles Leben. Das ist der schrecklichste Zustand, der sich über eine Menschenseele lagern kann, der Zustand der innerlichen Erstarrung. Man hat mir's schon gesagt: „Was machst du dir solche Mühe mit deinen Moralpredigten an die jungen Leute — dies neumodische Geschlecht hört doch nicht darauf und schlägt es in den Wind!" Das ist nicht wahr! Ich denke viel anders von Euch, meine jungen Freunde; wo aber solche sind, die haben wohl Ursache, auf ihre Knie zu fallen und Gott anzurufen, sich ihrer armen Seele zu erbarmen.

Wo sich irgendwo jugendliche Begeisterung zeigt für das Edle, Schöne und Gute, da wollen wir uns hüten, kaltes Wasser auf ein solches Feuer zu gießen. Begeisterung tut unserer Zeit not; und wenn solche Begeisterung auch zuweilen über die Stränge schlägt und im Eifer sich gewisse Uebertreibungen zu schulden kommen läßt, so ist das ja allerdings zu bedauern; allein ich kann einem Enthusiasten eher verzeihen, wenn er zu weit geht, als einem stumpfsinnigen Phlegmatiker, der in stupider Gleichgültigkeit einfach sitzen bleibt Es gibt genug Leute, die nie verkehrt gehen, aus dem einfachen Grunde, weil sie überhaupt nicht gehen. Sie fangen nichts verkehrt an, weil sie überhaupt nichts anfangen, als daß sie höchstens am Ufer sitzen und Steine werfen auf die, die mit Anstrengung aller ihrer Kräfte gegen den Strom rudern.

Das gegenwärtige Geschlecht ist im großen und ganzen dem materiellen Gewinn und der rohesten Genußsucht ergeben. Als unausbleibliche Folge zeigt sich überall der trostlose Pessimismus. Im Schiffbruche der Zeit sind wir von Tod und Trümmern umgeben. Junge Freunde, seid auf der Hut, daß ihr nicht auch ins Verderben mit hinabgezogen werdet. Sehet zu, daß ihr euch aller Güter kostbarstes erhaltet: ein lebendiges, warmes, aufrich-

tiges Herz; den Sinn für die ewigen Heiligtümer der Menschheit; den Mut, ihnen alles zu opfern; den Glauben an die Zukunft; einen echten, festen, unbesiegbaren, freien Geist, verkannt wohl von der aufgeblasenen Menge, verachtet von dem seichten Pöbel, verpönt und verspottet, und doch das kostbarste Erbe eurer edlen Vorfahren. Seid würdig eurer deutschen Herkunft und eures deutschen Namens!

Ein Haus mit ihm selbst uneins

„Wenn ein Haus mit ihm selbst untereinander uneins wird, mag es nicht bestehen", sagt die heilige Schrift. Wir leben in einem Hause, das auf Einigkeit gegründet ist, und das die Einigkeit zu seinem Schibboleth gemacht hat. Das bekundet schon der Name: „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika", oder schlechtweg „Die Union". Das wird deutlich ausgesprochen in dem Wahlspruch, der auf unserem nationalen Wappenschild mit goldenen Lettern und auf unserem Sternenbanner symbolisch niedergeschrieben steht: "E pluribus unum!" Es gab eine Zeit, da unser Haus untereinander uneins geworden, und es kam darob zum blutigen Bürgerkrieg. Die Störenfriede wurden als Rebellen behandelt und niedergeschossen. Abraham Lincoln wurde der mit unsterblichem Ruhm gekrönte Nationalheld, darum weil er der Retter der Union war. Seit der Zeit ist unser Wahlspruch geworden: "Union Forever!" — „Denn ein Haus mit ihm selbst untereinander uneins kann nicht bestehen."

Einen Wahlspruch sich erwählen und auf sein Panier schreiben, heißt aber noch nicht denselben beherzigen und konsequent befolgen. Das erleben wir so recht in der gegenwärtigen angstvollen, vielbewegten Zeit. Unser Haus ist untereinander wieder uneins geworden. Unsere mit Blut erkaufte Union wird freventlich gestört und ist in Gefahr, zerstört zu werden. Wir könnten und sollten sein „ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr"; anstatt dessen wird die Drachensaat der Uneinigkeit unter uns gesät, und werden die bewährten Bürger des eigenen Landes von oben herab in rücksichtslosester Weise betrübt und geärgert und in ihren heiligsten Gefühlen verletzt. Und warum? Es gibt keine andere Antwort als die: dem alten Störenfried England zu lieb. Bei den engen Beziehungen, die unser Land zu all' den gegenwärtig kriegführenden Völkern unterhält, konnte es gar nicht ausbleiben, daß unser Volk hier in den Vereinigten Staaten in tausendfacher Weise von dem gegenwärtigen Völkerkrieg betroffen werden mußte. Das machte die Aufgabe unserer Regierung, die für den Frieden, die Einigkeit und das Wohlergehen des eigenen Volkes zu sorgen hat, von vornherein

überaus verantwortungsvoll. Diese Verantwortung scheint auch am Anfang vollauf erkannt worden zu sein, und im Gefühle solcher Verantwortung hat unsere Regierung gleich beim Ausbruch des Krieges den weisen Schritt getan, zur strikteſten Neutralität aufzufordern; hat aber diese Neutralität selber nicht gewissenhaft und konsequent befolgt. Ihre geheime und doch so offenkundige Parteinahme gegen Deutschland und für die Alliierten ist nicht nur eine Inkonsequenz ihrer feierlichen Neutralitätserklärung, sondern auch ein folgenschwerer, nie wieder gut zu machender Fehler. Dadurch ist der Frieden und das Wohlergehen des eigenen Volkes in unverantwortlicher Weise gestört worden. Die strikteſte Neutralität ist in unserem Lande ein zwingenderes Gebot staatsmännischer Weisheit als in Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen. In all diesen Ländern ist die Bevölkerung eine h o m o g e n e, und kommen bei der Stellungnahme zu den zwei feindlichen Völkergruppen nur politische und nicht persönliche Interessen in Betracht. Bei uns hier in den Vereinigten Staaten ist das völlig anders. Alle kriegführenden Völker haben hier ihre Repräsentanten, und zwar als integrierender Teil, d. h. als Bürger des Landes. Die Deutschen sind bei weitem am stärksten vertreten, fünfundzwanzig bis dreißig Millionen ist wohl nicht zu hoch gegriffen. Man sollte meinen, daß schon höhere Staatsweisheit unsere Regierung davor hätte bewahren sollen, einer solchen Ueberzahl von Bürgern, und zwar der „besten Bürger", wie man uns bisher, besonders vor dem Wahltag, hat glauben machen, so vor den Kopf zu stoßen, so zu reizen und zu kränken. Wir Deutsche sind sehr bescheiden und uneigennützig als Bürger dieses Landes. Wir erfüllen gewissenhaft unsere Pflichten und fragen selten nach unseren Rechten. Wir streben nicht nach politischen Aemtern noch nach Staatspensionen. Aber wir lassen uns auch nicht gerne mit Füßen treten; — und wenn man uns doch unter die Füße tritt, dann beanspruchen wir im freien Lande Amerika wenigstens das Recht, uns zu krümmen — ein Recht, das selbst dem Wurm nicht verweigert wird. Die Regierung kennt unsere Gefühle in dieser kritischen Zeit, weiß sehr wohl, daß wir loyale Bürger sein wollen, daß aber das Schicksal unserer Brüder im alten Vaterlande, die Ehre unseres deutschen Namens und andere heilige Güter uns nicht gleichgültig sein können — daß wir auch Gefühle haben und mehr oder weniger temperamentvoll reagieren, wenn man „Schindluder" mit uns treibt. Da ist kein vernünftiger Deutscher im ganzen Lande, der Unbilliges von der

Regierung verlangte. Wir erwarten keine offene Parteinahme für Deutschland — fällt uns nicht ein! aber auch keine geheime, oder sagen wir nur ganz ehrlich: offene Parteinahme für die Feinde Deutschlands und gegen uns Deutsche. Das letztere, mit manchem Fußtritt als Gratis-Beilage, haben wir von unserer eigenen Regierung nur zu sattsam erfahren, und bei alledem mutet man uns zu, fein demütig die Hände zu falten und tief gerührt zu singen: "My country 'tis of thee, sweet land of liberty, of thee I sing!" Wer kann es uns verdenken, wenn wir in dieser Schreckenszeit die Harfen an die Weiden hängen und weinen. Aber eins schwören wir: wir werden es nicht vergessen, wir können es nicht vergessen! Die Wunden mögen heilen, aber es bleiben die Narben. Unter die Füße getreten zu werden ist schimpflich und tut weh—vielleicht mehr noch als die Kugel, die man im ehrlichen, männlichen Kampfe empfängt. Wir sagen noch einmal, höhere Staatsweisheit hätte vor solchen nie wieder gut zu machenden Fehlern bewahren sollen; aber wir fürchten, daß nicht höhere Staatsweisheit, sondern politische Interessen, Wallstreet-Spekulationen und gewissenlose Geldgier die entscheidenden Faktoren in unserem Lande geworden sind. Und was sind die Folgen? Unser Land ist ein wahrer Hexenkessel des Parteihaders und der Volksleidenschaften geworden. Anstatt in diesen gefahrvollen Tagen zusammenzustehen, werden wir getrennt und gespalten. Die Parteileidenschaft ist auf allen Seiten entbrannt. Die „Union" ist zur Konfusion geworden. Wo soll das noch hinführen: „Wenn ein Haus mit ihm selbst untereinander uneins wird, mag es nicht bestehen". Irgend jemand ist verantwortlich dafür und verdient den Vorwurf: „In gährend Drachengift hast du die Milch der frommen Denkungsart verwandelt!"

Wir Deutsche hier in Amerika fühlen in dieser Zeit nicht nur tiefes Mitleid mit unsern Brüdern jenseits des Meeres, die durch das Feuer der Trübsal, durch eine schwere Prüfung voller Schrecken und Qualen, namenlosen Leides und Elends gehen müssen, sondern wir leiden selber mit. Viele von uns sind krank und gebrochen und können es kaum länger ertragen. Das verstehen viele nicht im alten Vaterlande. Ein Gefühl der bittersten Enttäuschung zeigt sich da über das unneutrale Verhalten der „neutralen" Amerikaner. Unsere Munitionslieferun-

gen, die gehässigen Ergüsse unserer Presse, die servile Unterwürfigkeit unter England, die Unaufrichtigkeit in unseren diplomatischen Verhandlungen — das alles hat Deutschland nicht nur aufs höchste überrascht, sondern auch tief verletzt und namenlos betrübt, denn Deutschland hatte als traditioneller Freund der Vereinigten Staaten wahrlich anderes verdient. Aus allen Briefen und Zuschriften geht dies Erstaunen hervor. Was uns am meisten schmerzt, ist der Vorwurf, den man uns Deutsch-Amerikanern macht: „Ihr zählt nach Millionen. Könnt ihr euren Einfluß nicht geltend machen? Ihr schwärmt doch sonst für das alte Vaterland, und wenn ihr zu uns herüberkommt, dann erweisen wir euch alle Liebe und tragen euch auf den Händen — und jetzt, zur Zeit der Not, laßt ihr uns im Stiche!" Das tut wehe, und ist vielleicht das Bitterste, was wir zu schlucken haben. Wir leiden hier mit, und in welchem Maße, das ist unseren Lieben drüben verborgen. Wir sind hier die Unterdrückten und Geächteten; und während unsre Brüder dreinhauen können, müssen wir uns hier strikt neutral verhalten — wir Deutsche. All die anderen können uns beschimpfen, so viel sie wollen, das ist erlaubt und sogar gut „amerikanisch"; aber wehe, wenn ein Deutscher sich muckst. Doch nur Geduld, es kommt ein Tag der Abrechnung. Warschau ist gefallen. Das ist der Anfang vom Ende. Es wird noch Alles, Alles recht—mit Gottes Hilfe! Amen.

Selig sind die Friedfertigen

Eine Predigt für die Massenversammlung der „Freunde des Friedens" im Madison Square Garden, New York, am 24. Juni 1915.

Einleitung.

War das eine Gemeinde im Madison Square Garden am vergangenen Donnerstag Abend: Kopf an Kopf, Tausende, Zehntausende! Wir saßen auf der Rednertribüne und blickten auf das Menschenmeer. Es war für uns ein Studium und allerlei Eindrücke bewegten unser Herz und Gemüt.

Es ist ein eigentümliches Ding um die Psychologie einer solchen Massenversammlung. Eine solche Massenversammlung ist zusammengesetzt aus einzelnen Individuen, die untereinander nicht nur fremd, sondern auch in mancherlei Weise getrennt und geschieden sind: Deutsche, Oesterreicher, Ungarn, Iren, Skandinavier, Holländer, Protestanten, Katholiken, Juden, Christen, Türken — welch ein buntscheckiges Sammelsurium. Aber sie versammeln sich, und zwar nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich, im Geist, im Herzen, im Willen. Es packt sie ein Gedanke, eine Begeisterung, ein Wille. Die große Menschenmasse, zusammengesetzt aus Zehntausenden, die sonst einander fremd sind, schmilzt zusammen zu einer großen Person, zu einer großen einheitlichen Seele — ein ungeheurer Organismus, der hingerissen wird von einem Gedanken. Tausende von Seelen, die wie ein einziges Individuum gemeinsam lachen, weinen, schreien, jauchzen, zischen und Beifall spenden. Es ist in einer solchen Massenversammlung, daß man mit Augen sehen kann, wie das Wort, der Geist, der Gedanke wirkt. Am Anfang ist eine solche Masse gewissermaßen anonym und farblos; sobald aber das Wort einschlägt wie ein zündender Blitz, ist auf einmal alles Feuer und Flamme. Eine solche Masse kann unsere individuelle Kraft erhöhen, kann uns wie eine Hochflut ergreifen und emporheben zu Höhen, die wir individuell niemals erreichen würden. Eine Begeisterung, die wir teilen mit Zehntausenden, kann uns zehntausendfach potenzieren. Die größten Bewegungen der Geschichte, die Reformation, die Kreuzzüge, die großen Volkserweckungen sind

durch solche geheimnisvollen Einwirkungen von Seele auf Seele herbeigeführt worden. Es ist wie bei gewissen chemischen Experimenten: Holzkohle allein ist harmlos, ebenso Salpeter, — die beiden aber chemisch verbunden produzieren explosives Pulver. Wer zu einer solchen Massenversammlung redet, hat eine ungeheure Verantwortung. Jedes Wort sollte da vorher auf die Wagschale gelegt werden. Als an uns die Aufforderung erging, bei dieser Massenversammlung im Madison Square Garden zu reden, da haben wir vorher gefastet und gebetet und innerlich gerungen, das rechte Wort zu finden; und als der Abend kam, da wurde es spät und immer später, und zuletzt, als sich der Schwarm verlief, da endlich kamen wir zu Worte, nicht um unsere vorbereitete Rede zu halten, sondern nur einige Fragmente daraus zu geben. Was wir aber bei dieser Massenversammlung versäumt, das wollen wir hier nachholen und die Predigt mitteilen, die wir zu halten beabsichtigten.

„Da Er aber das Volk sah, lehrte Er sie und sprach: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen." Das ist ein passender Text für diese Massenversammlung. Das Volk ist hier, und sind wir zusammengekommen als „Freunde des Friedens", dann dürfen wir auch die Zuversicht haben, daß Er, der Fürst des Friedens, in unserer Mitte sein wird. Wir brauchen Ihn in dieser kritischen Zeit. Man möchte meinen, daß die ganze Welt in unserer Zeit kriegstoll geworden sei. Die Völker der alten Welt haben sich gegeneinander erhoben und ringen miteinander auf Leben und Tod. Selbst hier in der neuen Welt sucht man die Leidenschaften zu erwecken und zum Krieg zu hetzen. Hier in unserer großen Metropole haben sich so ziemlich alle einflußreichen Zeitungen vereinigt in ihrem Bestreben, den Krieg heraufzubeschwören. Was ist plötzlich über zivilisierte, christliche Völker gekommen, daß sie so kriegstoll geworden sind?

Und doch, Gott sei Dank, ist die Welt noch kein Tollhaus geworden. Ich schaue auf diese Versammlung und sehe hier vor mir Zehntausende, die sich „Freunde des Friedens" nennen. Ich gehe hinaus, und draußen ist ein ungeheurer Volkshaufe, man schätzt die Zahl auf siebzigtausend! und alle schreien nach Frieden. Ich gehe durchs ganze Land, und überall finde ich, daß die schlichten, einfachen Leute, die guten Leute, die Leute, die kein Interesse haben an den Kriegsanleihen und Kriegsspekulationen in Wall Street, die in dieser Zeit nicht darauf aus sind, Blutgeld zu ergat-

tern durch Fabrikation und Exportation von Kriegsmunition — sie alle lieben den Frieden und hoffen auf die Erhaltung des Friedens. Ja, was noch mehr (und das ist das Ueberraschendste!): ich gehe hinüber übers Meer zu den Völkern, die jetzt im blutigen Kampfe gegeneinander stehen, und ich finde, daß selbst sie den Krieg nicht wünschen, sondern verabscheuen. Ich bin zwar hierzulande geboren; aber wohlunterrichtet über die Verhältnisse im alten Vaterlande, und ich wage auszusprechen als meine innigste Ueberzeugung, daß Deutschland diesen Krieg nicht gewollt und nicht verursacht hat — und wenn ich von Deutschland spreche, dann schließe ich den edlen, friedliebenden, gottesfürchtigen Kaiser mit ein! Wenn die Zeit gekommen, daß wir im Besitze sein werden von unwiderleglichen historischen Tatsachen, anstatt tagtäglich irregeleitet zu werden von Entstellungen, Verdrehungen und Lügen via London, dann wird die Welt sich noch überzeugen und zu solcher Ueberzeugung einfach gezwungen werden, daß dieser Krieg dem deutschen Volke einfach aufgezwungen wurde. Früher oder später wird es offenbar werden, daß eine Handvoll Menschen, mit klugem Kopfe zwar und gefügigem Verstande, vor allem mit starken Nerven, aber ohne Herz und Gewissen, voller List und Lug und Trug diesen Krieg herbeigeführt haben gegen den Wunsch und Willen von Millionen. Wer etwas von den inneren europäischen Verhältnissen weiß, der sollte wissen, daß in England von der Zeit König Edwards an, in Frankreich seit dem deutsch-französischen Kriege, in Rußland schon seit einem Jahrzehnte solche Menschen im Dunkeln gearbeitet und diesen Krieg vorbereitet haben. Das sind einzelne, eine Handvoll Männer, wir können sie an den Fingern abzählen: die Grey, Asquith, Churchill, Poincare, Delcasse, Iswolski, König Albert und der Zar mit seinem Schweif von Bluthunden, — nur wenige, einzelne Männer. Warum sollten Hunderte von Millionen hilflos sein gegenüber einzelnen solcher Schurken? Mögen die Massen sich erheben und diese teuflischen Verbrecher hinunterzischen, geißeln, in den höllischen Abgrund, dem sie entstiegen! Auch in unserem Lande erheben sich solche dämonischen Geister und suchen Verderben über uns zu bringen. Laßt uns, um Gottes willen, für den Frieden arbeiten; — nicht nur den Frieden lieben und loben und ersehnen, sondern für den Frieden arbeiten und kämpfen mit religiösem Eifer und mit unbeugsamer Entschlossenheit. Es war Emerson, ein Edler und Großer unseres Landes, der gesagt hat: "America is only another name for opportunity!" — Hier bietet

sich unserem Amerika die glorreiche, epochemachende Gelegenheit, in den Gang der Weltgeschichte einzugreifen und Friede und Eintracht und Wohlwollen wieder herzustellen unter den Völkern, die jetzt durch den Krieg auseinandergerissen sind und sich gegenseitig zerfleischen. Wird unser Amerika sich dieser Anforderung gewachsen zeigen? Shakespeare sagt bedeutungsvoll:

> Der Strom der menschlichen Geschäfte wechselt:
> Nimmt man die Flut wahr, führet sie zum Glück;
> Versäumt man sie, so muß die ganze Reise
> Des Lebens sich durch Not und Klippen winden.

Hier bietet sich eine Gelegenheit für unsere weisen Staatsmänner, die sich nicht leiten lassen von den niedrigen Instinkten der Leidenschaft und des Vorurteils, sondern vielmehr wandeln im Lichte Gottes und bei denen ein erleuchteter Verstand zusammengejocht ist mit einem reinen Herzen. Hier bietet sich eine Gelegenheit für unsre Presse, anstatt noch mehr Oel zu gießen in das bereits zum Weltbrand entfachte Feuer, vielmehr Oel zu gießen auf die unruhigen Wasser. Hier bietet sich eine Gelegenheit für jeden gottesfürchtigen, patriotischen Bürger dieses Landes, zur Ehre Gottes, zur Erhaltung unserer Republik und zum Heil der Welt zu wirken. Laßt uns gegen den Krieg kämpfen und gegen alles, was den Frieden bedroht. Die Friedfertigen sind nicht die Feigen und Zaghaften, die sich ängstlich hinter den Schanzen verstecken. Die Friedfertigen müssen oft als die Friedensstörer erscheinen. Sie stehen im Kampfe mit all den dunkeln Mächten der Hölle. Sie stehen im Kampfe mit all den Schurken, die aus Verleumdung und Lüge und Haß und Hetze ein Geschäft machen. Mit eiserner Stirn treten sie den Heuchlern und Verführern gegenüber, die mit schönen Phrasen und mit dem Schein des Rechten die Einfältigen zu verführen suchen; — sie schlagen der Habgier aufs Haupt, die aus dem Tod und Verderben des blutigen Schlachtfeldes sich zu bereichern sucht und wie hungrige Geier sich vom Aas der Gefallenen nährt.

Laßt uns kämpfen diesen guten Kampf mit heiligem Ernst und mit Herzensaufrichtigkeit. Das Ende eines solchen Kampfes wird dann sein, daß „in unserem Lande Ehre wohne, daß Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen." „Selig sind die Friedfertigen, denn sie sollen Gottes Kinder heißen." Als Kinder Gottes flehen wir: O Vater im Himmel, gib der armen Welt Frieden!

Lasst uns als Deutsche die Sentimentalität ablegen!

Wir haben in diesen Tagen eine Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten gelesen, und zwar mit tiefbetrübten Herzen. Als gute Bürger dieses Landes achten und ehren wir unsere Obrigkeit und vor allem den, der an der Spitze derselben steht. Gewiß. Demungeachtet können wir aber die innersten und heiligsten Gefühle unseres Herzens nicht unterdrücken noch die Betrübnis verleugnen, die uns diese unerwartete und unverdiente Kundgebung, die gleichsam wie eine Zornesschale über das Haupt der Deutschen ausgeschüttet worden ist, bereitet hat. Es ist uns allerlei angedroht worden; aber vorderhand besteht noch kein Gesetz, das uns eine Aussprache hierüber verbietet. Wir wollen uns allerdings hüten, Gleiches mit Gleichem zu vergelten: Schimpfwort mit Schimpfwort und Drohung mit Drohung. Das beweist nicht Stärke, sondern Schwäche. Raisonnement ist nicht Raison; und der wird immer am meisten erreichen, der die stärksten Argumente mit den vornehmsten und würdevollsten Worten paart. Sobald ein Kämpfer seinen Kopf verliert, ist er verloren. Als vorbildlich in dieser Hinsicht erscheint uns in dieser Zeit der Vertreter des deutschen Volkes, der deutsche Reichskanzler Bethmann von Hollweg. Auch der hat zu verschiedenen Malen in letzter Zeit eine Botschaft an das deutsche Volk ergehen lassen, und es ist geradezu erstaunlich, wie vornehm und würdevoll, wie majestätisch ruhig er in dieser Zeit der grenzenlosen inneren Erregung und äußeren Aufregung Wort für Wort wie einen wohlgezielten Pfeil hinausgehen läßt. Da sind keine Phrasen. Da ist nichts künstlich verschleiert. Da sind keine gewundenen Beweisgründe und Sophistereien — es ist alles so klar und so wahr, daß man sofort seine Zustimmung geben muß. Am Schluß einer dieser Reden gibt der Reichskanzler eine Zusammenfassung, in der er ausführt, wie es an den Tag gekommen, welcher Größe die Deutschen fähig seien, gestützt auf ihr Gottvertrauen und die eigene Kraft, eine Größe, die sich besonders auch nach außen hin nur im Sinne der Freiheit äußert. Und nun

kommt das große Wort: „Wir hassen die gegen uns aufgehetzten Völker nicht; aber wir haben die Sentimentalität verlernt!“

Ueber ein solches Wort kann man in dieser Zeit wohl eine Predigt halten. Es ist an und für sich schon eine Predigt, eine rechte Zeitpredigt. Der Deutsche ist nun einmal von Haus aus zur Sentimentalität angelegt. Das ist seine Stärke, zugleich aber auch seine Schwäche. Der Deutsche hat Herz und Gemüt — oft im Uebermaß. Er lebt und liebt, er strebt und schwebt nur zu oft in der Welt des Traumes und nicht der rauhen Wirklichkeit. Er ist leicht gerührt, ist temperamentvoll, schnell in der Stimmung wechselnd, „himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt!“ — Daher so viel Rührseliges, Empfindsames, mit einem Worte: Sentimentales in seinem Wesen. Wie oft haben wir in dieser Zeit schon von guten Deutschen das Wort hören müssen: „Sollte Deutschland in diesem Kriege verlieren, dann hat das Leben für mich keinen Wert mehr!“ Das ist sentimental und schwächlich geredet. Erstens einmal, warum immer das Schlimmste wittern und so sich in Furcht und Angst verzehren — aber gerade das ist die Unart eines sentimentalen Menschen: „er riecht den Braten, noch ehe das Kalb geschlachtet ist!“ Deutschland ist stark und fest und einig und singt das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott — das Reich muß uns doch bleiben!“ Wozu also diese Furcht? Ich dachte, „wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt!“ Nichts ist so zu fürchten als die Furcht! Und wenn Deutschland vor der Uebermacht seiner Feinde unterliegen sollte (ich rede töricht und nur des Argumentes wegen), wenn auch das Schlimmste sich ereignen sollte: wie viele herrliche Menschen sterben in ihrer Jugend! Wenn nun das deutsche Volk (auch nur ein Individuum im Plural) vorzeitig sterben sollte. Tausend Jahre sind im Lichte der Ewigkeit wie der Tag, der gestern vergangen ist. Was kommt es schließlich darauf an, ob wir ein paar Jahrhunderte früher oder später das Ende finden? Alles Wesentliche ist unantastbar und unaustilgbar an unserem deutschen Volke und muß verklärt weiter leben. Was uns hier geschieht, ist nur Läuterung und Werdetrieb. Nur durch Leiden dringen wir zur Herrlichkeit, und je größer das Leiden, desto kürzer der Weg. Solche Glaubenssätze zerstreuen wie Nebel alle sentimentale Rührseligkeit, die so gerne das Lied singt von „Des Tales Gründen, wo der kalte Nebel drückt!“ Die Herzen in die Höhe! — dann brauchen wir nicht

über Nebel zu klagen. Wenn wir ein gut Teil sentimentaler Redensarten, wie „ach!“ und „weh!“ und „wenn!“ und „aber!“ ausstreichen und dafür das gläubige und unbeugsame „Dennoch!“ setzen könnten, so wäre das ein ungeheurer Gewinn.

Auch inbezug auf die Verhältnisse hierzulande, besonders in gegenwärtiger Zeit, läßt der Deutsche sich nur zu leicht nicht von seinem klaren Kopf, sondern von sentimentalen Gefühlen in seinem Urteil bestimmen. Wie oft müssen wir in dieser Zeit unüberlegte, ja geradezu törichte Redensarten hören, wie die folgende: „Amerika geht zum Teufel! — Die Regierung ist gänzlich korrupt, im öffentlichen Leben gilt nur Lug und Trug und Heuchelei — sobald der Krieg vorüber ist, werden wir den Staub von unseren Füßen schütteln und nach Deutschland zurückkehren, denn wir haben genug von Amerika!“ Das ist ungerecht, unverständig und unverantwortlich geredet, und verrät sentimentale Schwäche. Man muß nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Amerika ist ein schönes Land, ein Land, wo Milch und Honig fließt. Die Volksseele ist gesund und gut. Daß unsere Regierung oft schwach und nicht selten korrupt ist, ist zum großen Teile unsre eigene Schuld. Beecher hat einmal gesagt: „Schickt einen Schurken nach Washington, euch zu repräsentieren — und er wird euch repräsentieren!“ Wir erwählen unsere Beamten, von den höchsten bis hinunter zu den niedrigsten. Wie viele Deutsche wählen aber überhaupt nicht, und die sollten jetzt schweigen und mit stummer Resignation die Schläge hinnehmen, die sie ehrlich verdient haben; — im übrigen, wie ist gerade das deutsche Votum so jämmerlich zersplittert und verzettelt! Anstatt alle an einem Strange zu ziehen und etwas auszurichten, läßt man sich lieber den Strang um den Hals legen und schimpflich hinrichten. Was gelten in dieser Zeit leere Parteinamen wie „Republikaner“ und „Demokraten“? — Wir sollten diesen sentimentalen Humbug endlich einmal müde geworden sein, und uns Männer aussuchen, furchtlose, überzeugungstreue, charaktervolle Männer, die ein Morgan mit all seinem Gelde nicht kaufen kann, die England mit all seiner Macht und List nicht zu berücken vermag, Staatsmänner und nicht erbärmliche Politiker und Demagogen, mögen sie nun einen Namen haben, welchen sie wollen! Ist Amerika nicht, was es sein sollte, dann um Gottes Willen, laßt uns an unserem Teile tun, was wir können (und wir könnten Wunder wirken!), um Wandel zu schaffen. Wir sind ein integrierender Teil des Volkes und tragen mit die Verantwortung

für das Wohl und Gedeihen des amerikanischen Volkes. Sentimentalität und Rührseligkeit richten nichts aus in unserer prosaischen, praktischen Welt. Ein sentimentaler Mensch sinkt leicht herab zu einem Misanthropen! — ein Misanthrop aber ist ein Menschenhasser; — ein Menschenhasser wird aber leicht zu einem Menschenfresser! Sentimentale Klageweiber (beiderlei Geschlechtes!) haben wir genug in unserer Zeit. Was Amerika braucht, sind ganze, charaktervolle, gewissenhafte Männer, bei denen sich Weisheit und Verstand zusammenfindet mit reinem Herzen und Aufrichtigkeit der Gesinnung.

Wir Deutsche sind nun einmal als „Hunnen" und „Barbaren" gebrandmarkt. Mag der Name auf uns lasten. Wir wollen nicht sentimental und wehleidig darüber jammern, Tränen vergießen und über die Ungerechtigkeit der Welt im allgemeinen und Amerikas im besonderen lamentieren. Aber das wollen wir tun: Wir wollen von nun an, wenn man will — als Hunnen und Barbaren wie ein Mann kämpfen und streiten für Wahrheit und Gerechtigkeit und für das Wohl von Amerika, und das soll unsere Antwort sein auf die Schmähungen, die wir über uns haben ergehen lassen müssen. Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde — nur keine Sentimentalität! Landgraf, werde hart!

Krieg und Musik

Man könnte meinen, daß der unbarmherzige Krieg mit all seinen markerschütternden Dissonanzen die lieblichen und weihevollen Klänge der Musik ersticken würde; daß Harfe und Leier verstummen müssen vor dem Donner der Geschütze, dem Schmettern der Posaunen und dem Sterbeseufzer der Gefallenen. Und doch nicht. Es gibt zwei Naturlaute der Seele, die gerade in der Musik und durch die Musik am beredtsten zum Ausdruck kommen, das ist das Moll der Wehmut und des Schmerzes und das Dur der Wonne und Begeisterung. Der Krieg weckt beide, wie keine andere Macht, kein anderes Erlebnis — er führt zu den höchsten Höhen der Freude, wie sie gipfeln in dem Worte „Sieg!", und in die tiefsten Tiefen des Leides, in das Weh des Todes. Wenn das Herz so voll, so übervoll ist, dann *muß* es Ausdruck finden — vor Freude will es zerspringen, vor Schmerz zerbrechen. Worte, arme, prosaische Worte allein vermögen nicht das Empfinden des Herzens zum Ausdruck zu bringen. Da gibt es „Lieder ohne Worte", unaussprechliche Klänge der jubelnden Seele, des wunden Herzens — was Worte nicht auszusprechen vermögen, das bricht sich Bahn in dem triumphierenden Hallelujah sowie in dem wehmutsvollen Miserere der Musik.

Es wird erzählt, daß Bismarck beim Ausbruch des Krieges 1870 sich Beethovens Sonate Eroica spielen ließ. Wir können das verstehen. Es stimmt mit der ganzen Haltung des deutschen Volkes beim Ausbruch des gegenwärtigen Weltkrieges — Gott schickt das deutsche Volk in das Feuer der Trübsal, in eine unabsehbare Prüfung voller Schrecken und Qualen, namenlosen Leidens und Elends — *und das deutsche Volk greift zur Harfe und singt*, und zwar nicht weinerliche und sentimentale Weisen, sondern Lieder des Glaubens und der Zuversicht, Lieder im höheren Chor, herausgeboren „aus der Tiefe", und doch ein „Hallelujah in Tränen". Und wie beim schreckensvollen Ausbruch des Krieges, so auch im weiteren Verlauf desselben. Welch' namenlose Opfer sind seither gebracht, welch' Kämpfe gekämpft, welch' Wunden geschlagen worden; aber wenn auch die dunkelsten Wolken sich zusammenballten, die Sonne ha-

ben sie doch nicht ganz verhüllen können. Immer wieder heißt es: „Süßes Licht, Sonne, die durch Wolken bricht!" und wie Nachtigallensang schmettert das triumphierende Finale. Wenn Davids Harfe spielt, muß Sauls Schwermut weichen. Wenn unser Volk Gott dem Herrn für eine unaussprechlich köstliche Gabe dankbar sein sollte, dann ist es für die Gabe der Musik. Wo wäre unser Volk heute, wenn es sich in seiner tränenreichen Geschichte nicht immer wieder mit seinen Glaubensliedern durchgesungen und durchgebetet hätte? „Uebung macht den Meister", und auf dem Gebiete der Musik hat unser Volk es zur unbestrittenen Meisterschaft gebracht. Das macht unser Volk reich, macht es unüberwindlich stark. So ein Lied, wie der alte Schlachtgesang: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" hat mehr zu bedeuten, als wie ein Zweiundvierzig-Zentimeter-Geschütz, es erweckt heilige, flammende Begeisterung; und ohne Begeisterung fehlt der Griff am Schwert und das Pulver für die Geschütze. „Die Begeisterung," sagt Fichte, „siegt immer über den, der nicht begeistert ist." Wenn wir die Lieder Deutschlands, seine geistvollen Vaterlandslieder, „Die Wacht am Rhein" und „Deutschland, Deutschland über alles", vergleichen mit einem Gassenhauer „Tipperary", wie die Engländer es jetzt singen, sehen wir erst recht den Unterschied zwischen dem deutschen und dem englischen Volke, und dieser Unterschied wird vollends klar werden vor aller Welt, wenn erst die sieggekrönten Truppen heimkehren, die Fahnen flattern, die Glocken läuten und unter Posaunengeschmetter das ganze deutsche Volk seinen alten Choral von Leuthen anstimmen wird:

„Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut an uns und allen Enden!"

Man hat gesagt: „Musik ist der Nachklang aus dem verlorenen Paradiese, und der Vorklang des ewigen Paradieses." Gewiß. Sie stammt aus einer höheren Welt, und sie hebt uns empor zu ihrem Ursprung — zu einer höheren, reineren, harmonievolleren Welt, und niemals mehr, als in einer Zeit voll quälender Disharmonien und wahnsinniger Dissonanzen, wie der gegenwärtigen; — da ist sie unser letzter, einziger Trost. Auch bei uns hier in der neuen Welt, denn auch hier ist das deutsche Herz aufs tiefste bewegt. Auch hier bricht es sich Bahn in allerlei Lied und Poesie — zwar noch nicht zu einem „Lied im höheren Chor", wie denn überhaupt unsere patriotische Bewegung hierzulande noch

nicht die religiöse Tiefe und Weihe aufzuweisen hat; die muß erst noch kommen und (die Zuversicht lassen wir uns nicht nehmen!) sie wird kommen, wenn wir erst vollends verstehen, um was für heilige Güter es sich in diesem Kriege handelt, Güter, die wir auch hier in der neuen Welt gar vielfach eingebüßt haben. Man sagt, ein Lied, das die Mutter dem Kinde an der Wiege gesungen, kann nie verklingen, im tausendfachen Echo hallt und schallt es weiter durch Herz und Gemüt — oft aus der Tiefe, als versunkene, längstvergessene Glocke. Ach ja: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit, klingt ein Lied mir immerdar!" — und muß nicht mancher hinzufügen: „ach wie liegt so weit, ach wie liegt so weit, was mein einst war!" Gott verläßt keinen Deutschen, — auch wenn der Deutsche oft seinen Gott verläßt: aber wie unserem ganzen Volke, so geht Er dem Einzelnen nach mit seiner Heimsuchung und weiß ihn zuletzt doch zu finden, da wo er daheim ist, und wenn er es vergessen hat, dann erinnern ihn die alten Lieder, die die Mutter an der Wiege gesungen hat, die aus der Zeit der großen Väter herüberklingen, wo des Deutschen wahre Heimat ist, süße Lieder, heilige Lieder, Heldenlieder, die uns hinaufführen und erheben in eine Welt, „in der die Adler fliegen, und die Sonnen leuchten." Musik ist Gottes Stimme. Hat nicht Gott seine ganze Schöpfung in Musik gesetzt — sei es nun der Flüsterton des sanften Zephirs beim erwachenden Frühling, das leise Plätschern der Wellen in friedlich verklärter Mondesnacht, oder das Krachen des Donners, das Heulen des Sturmes, das Brausen des Meeres. Wenn der Allmächtige aber die Sturmglocke läutet, wenn Er mit der blutroten Fackel des Krieges hinausleuchtet in die Geschichte der Menschheit, wenn Tausende fallen zur Rechten und Zehntausende zur Linken, wenn der Teufel, dieser Vater der Lüge, umhergeht wie ein brüllender Löwe, und sucht, welchen er verschlinge (und wir denken da an den britischen Löwen!) — dann sollte es nicht nötig sein, noch besonders zu mahnen: Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Wir haben in den Jahren vor dem Kriege viel gehört von dem „europäischen Konzert", oder von dem „Konzert der Großmächte". Was heißt eigentlich Konzert? Konzert heißt das harmonische Zusammenwirken verschiedener Stimmen oder Instrumente. Wenn wir das nun anwenden auf das vielgepriesene „europäische Konzert", wo die Musikanten jetzt, anstatt harmonisch zu spielen, ihre Instrumente dazu gebrauchen, um sich die Köpfe einzuschlagen, so muß jedermann die

bittere Ironie empfinden. Wo Habsucht, Rachsucht, Eifersucht und dabei Lüge und Verrat die leitende Rolle spielen und das Motiv abgeben zur ganzen Komposition, da kann von Harmonie nicht die Rede sein. Wir hoffen, die diskreditierten Dirigenten dieses europäischen Konzertes, ein Grey, Asquith, Churchill, Delcasse, Iswolsky, haben für immer und ewig ausgespielt. Und daß nach diesem Kriege eine Gemeinschaft der Völker zustande kommt, die durch keine ränkesüchtige Falschheit zertrümmert werden kann. Das ist das Ziel Deutschlands: nicht ein fauler Friede, nicht Macht und Eroberung, sondern eine Neuordnung der Völkerverhältnisse in Europa soll die Frucht des Sieges sein, die allen eine unerschütterliche Friedensbürgschaft und freie Bahn für kulturelle Entwicklung gibt. Das ist der Sinn des Krieges, den Deutschland jetzt führt; das rechtfertigt ihn vor Gott und der Menschheit. Gewiß, Deutschland kämpft für seine Existenz, geht aber nicht darin auf, sondern zielt weit darüber hinaus. Deutschland will der Welt d e n Frieden bringen, der Eintracht, Ergänzung, Lebensaustausch in der Entfaltung und im Wettbewerb aller Kräfte, aber kein heimlicher, heimtückischer, selbstsüchtiger Krieg ist, wie in den vergangenen Zeiten. Für diese widerliche Friedensheuchelei, die von Zivilisation, Freiheit, Menschenwürde, Gerechtigkeit, Duldung triefte und sich nachher als eine schauerliche Hölle von Gemeinheit, Lüge und Unmenschlichkeit offenbarte, darf es in Zukunft keine Existenzmöglichkeit mehr geben. Gott helfe, daß ein neues „europäisches Konzert" auf dem Fels deutscher Wahrhaftigkeit, Treue und Menschlichkeit zustande kommen möge.

Aber wir leben in Amerika. Auch hier gibt es genug Musik — was gewisse professionelle Musikanten als Musik ausspielen möchten. Ein Höllenspektakel ist noch keine Musik, auch nicht das Krächzen der Raben, noch der Schrei der Nachteule, noch das Quaken der Frösche. Man sagt: „Böse Menschen haben keine Lieder!" Das ist gänzlich falsch. Böse Menschen haben böse Lieder. Oft genug sind es Sirenengesänge, welche die Sinne betören und ins Verderben locken. Es gibt auch „garstige Lieder" — „politisch Lied ein garstig Lied", und gerade in unserem Lande, wo die niedere Politik eine solche Rolle spielt, wo nicht selten Patriotismus nur dann einen Wert hat, wenn er in bare Münze umgewechselt werden kann, da gilt es zu warnen vor der falschen Kunst. Der Deutsche hat sich bisher den guten Ruf erworben, daß er kein politischer Streber ist; — möge er auch künftighin sich diesen guten Ruf bewahren. Der Deutsche ist in

unserem Lande dafür bekannt, daß er von Haus aus ein Freund ist der Musik; — möge er die edle Musika, diese große Macht über Geist und Gemüt des Menschen, allezeit in den Dienst der edlen, heiligen Sache stellen und sie nicht mißbrauchen zu niedrigen und gemeinen Zwecken.

Die echte Kunst soll uns der Bande lösen,
Die an den Staub die arme Seele ketten;
Die falsche Kunst steht selbst im Dienst des Bösen
Und drückt uns in den Schmutz, statt uns zu retten.

Ein trauriges Konzert

Es ist der Rosenmonat Juni. Was der Frühling verheißen, das hat der erste Sommermonat gebracht — blühende Rosen. Wie Balsam ist ihr Duft ausgegossen über unsere Gärten. Die Zeit bringt Rosen, und gerade diese Sommerzeit bringt einen unendlichen Reichtum von allerhand Gottesgaben. Draußen ist ein geheimnisvolles Schweigen in der Natur, während unsichtbar allerorten verborgene Kräfte weben und schaffen und arbeiten. Kein Wort, kaum ein Hauch ist zu hören, aber dabei keimt und grünt und wächst und duftet und blüht alles. O wunderbares, geheimnisvolles Schweigen. Während wir kleine Menschen große Worte machen, fährt unser Herrgott fort, alles zu wirken, ohne irgend etwas zu sagen. Himmel und Erde erfüllt er mit der Herrlichkeit seiner Werke, und doch bleibt er selber in seiner majestätischen Verborgenheit und tritt niemals hervor, um sich als den Allmächtigen zu bekunden und den Applaus der Menschen herauszufordern. Was er tut im großen Reich der Schöpfung, das tut er im Stillen und Verborgenen. „Der liebe Gott geht durch den Wald!" — ja nicht nur durch den Wald, sondern auch durch Feld und Flur, durch Garten und Wiese. In der großen Werkstatt der Natur ist überall Schweigen, heiliges Schweigen. Alles schweigt.

Und doch nicht alles. Nicht weit von uns entfernt ist ein Teich, und in dem Teich sind unzählige Frösche. Wir sehen sie zwar nicht, aber wir hören sie. Alles ist feierlich stille. Mondenruh deckt sich über die Erde. Auch der geringste Gegenstand scheint umflossen zu sein von geistiger Schönheit — nur die Frösche quaken. Man sagt, daß wenn die Frösche lange nicht quaken, daß das Wachstum aufhöre in der Natur, mag sein, daß sie sich einbilden, daß sie das Wachstum bringen. Sollte uns gar nicht wundern. Es wäre nicht das erste Mal, daß man viel Lärm um nichts gemacht und den Lärm als große Leistung betrachtet hätte.

Mancher hebet an zu singen,
Und er meint, es müsse klingen;
Doch es klingt wie Froschgequake,
Und wie aus dem Dudelsacke.

Zum Quaken gehört nur Wind, viel Wind und ein großes Maul. Das große Maul hat der Frosch, und Wind ist billig!

Doch da nun einmal das Frosch-Orchester quakt, wollen wir zuhören — es bleibt uns nichts anderes übrig. Gewisse Dinge muß man über sich ergehen lassen, so sehr man sie auch umgehen möchte. Wir sind in der gehobensten und feierlichsten Stimmung, Sommerabendstimmung.

Ueber allen Gipfeln ist Ruh
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde —

Da kommen die Frösche mit ihrem Quaken. Es ist ein Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen. Wir tun den Schritt, aber vorsichtig. Wir horchen auf die wunderlichen Stimmen.

Da ertönt zunächst eine schrille, heisere Tenorstimme. Sie eröffnet das Konzert. Sie gibt den Ton an, und zwar ganz bestimmt und schneidig. Sie verkündet das Leitmotiv, und das läßt uns wahrlich das Schlimmste befürchten. Seltsam, die Stimme ist uns nicht ganz unbekannt. Wir meinen sie in der letzten Zeit oft gehört zu haben. Sie ist schnippisch, scharf, sarkastisch, spitz wie eine Nadel und scharf wie ein Rasiermesser. Sie freuet sich der Ungerechtigkeit und hasset die Wahrheit. Sie eifert und geifert gern. Sie treibt Mutwillen. Wehe, wenn diese Stimme die Rolle vom Tenor, d. h. der Oberstimme übernimmt. Da schlägt der Teufel den Takt zu der Musik, und o, wie disharmonisch klingt das in einer Welt, die voll sein sollte der Güte des Herrn; da jedes junge Blatt, jede schwellende Knospe, jede duftende Rose uns zuflüstert: „Gott ist die Liebe!“ Wir sagten, die Stimme ist uns nicht unbekannt, — wir meinen, sie in der letzten Zeit oft gehört zu haben. Stimmt. Wir denken da an die Presse unseres Landes. Die Presse gibt den Ton an. Jeder Leitartikel ist ein Leitmotiv. Die Presse eines Volkes bestimmt den Volksgesang. Die Presse des Landes sollte wie eine Lerche von der Erde in reinen, lieblichen Tönen emporklettern zum Himmel; wie aber, wenn sie wie eine giftige Kröte in den Schlamm und Schleim des Sumpfes sich erniedrigt, und von hier aus den Frieden und die Harmonie um sich herum stört. Wir haben das Froschgequake in der letzten Zeit genug gehört: diese garstigen Stimmen der Lüge, der Verleumdung, der Verdächtigung, der Schmähung, Zeitungen, die von Haß und Hetze leben. Wir haben

die Preßfreiheit lieb und rechnen sie in erster Linie zu unseren freiheitlichen Institutionen. Gewiß — und doch, was gäben wir darum, wenn wir in dieser Zeit diese elenden Frösche mit Steinen breitschlagen könnten, daß ihnen die häßliche Zunge zum breiten Maul heraushinge!

Doch dies ist nur das Präludium. Die häßliche, quietschende, kreischende Tenorstimme eröffnet das Konzert. Es ist zunächst ein Solovortrag. Aber bald gesellt sich eine zweite, begleitende Stimme hinzu — eine wehleidige A l t s t i m m e. Sie stimmt ein in dieselbe Melodie, nur etwas tiefer gegriffen; weniger Gift, aber umsomehr Galle; weniger dreist, aber umsomehr verstimmt; unselbständig zwar, aber treu in der Begleitung. Auch diese Stimme ist uns durchaus nicht unbekannt. Wir hören sie tagtäglich im wilden, wüsten Menschenorchester. Bismarck spricht in einer seiner Reden von solchen, „die nichts als ein einzelnes Hetzblatt lesen." Armselige Kreaturen, beschränkt und fanatisch: Gott im Himmel redet im Gewissen des Menschen, die Geschichte gibt ein tausendfaches Zeugnis für Wahrheit und Gerechtigkeit, das Bibelbuch ruft uns warnend zu: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe"; „prüfet alles, und das Gute behaltet!" „prüfet die Geister!" aber nein, sie halten es mit ihrem erbärmlichen Hetzblatt und verschließen ihre Ohren für alle heiligen Orakelsprüche. Hier kann man nur sagen: „Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens." Zu dieser Dummheit rechnen wir aber auch dies, daß wir solche Hetzblätter nicht nur dulden, sondern kaufen und lesen; daß wir, die wir nach Millionen zählen, nicht einmal ein einziges, tonangebendes und wahrheitsliebendes Blatt in der Sprache des Landes ins Leben rufen können! Sind wir zu solchen Opfern nicht bereit, dann haben wir keinen Grund, uns über das elende Froschgequake zu beschweren.

Im Froschteich ist es inzwischen stille geworden. Aber nach einer erquicklichen Pause folgt jetzt die Bravourleistung — nämlich der H e l d e n b a ß. Wir hören von ferne eine Stimme, wie aus dem Keller, aus der Grube, aus der Unterwelt, tief, tiefer, das Tiefste, was wir noch gehört, — ein Generalbaß, rauh, hohl, unheimlich brummend. Es ist etwas Gezwungenes in der Stimme, etwas Angenommenes; es soll sich anhören, wie das Brüllen eines Löwen, und ist doch nur das Quaken eines Frosches. Es ist eine Kraftanstrengung des britischen Löwen, der

nicht ein Löwe ist, sondern der Erzquaker; der, weil er ein großes Maul hat, sich einbildet, daß (mehr) zu sein als andere. Mit der Allgewalt der Stimme will er überall dominieren. Was er sagt, soll vom Himmel geredet sein, und kommt doch nur aus dem Sumpf.

Das sind so allerhand Frösche mit ihrem Quaken. Eine der Plagen, die Gott der Herr über Aegypten gesandt, war auch die Froschplage. Es scheint, daß die ganze Welt gegenwärtig von dieser Plage heimgesucht ist. Was sollen wir machen? Nun, laßt die Frösche weiter quaken. Weiter kann ein Frosch nichts. Viele Hunde bellen den Mond an, und doch geht der Mond still und ruhig weiter. Das Quaken eines Frosches ist viel harmloser als das Bellen eines Hundes. Wenn auch das Gequake überhand nimmt, so ist es doch schließlich viel Lärm um nichts. Während die Frösche im Teiche quaken, schwimmen unzählige Goldfische in der Tiefe — sie machen keinen Lärm und kein Geschrei, aber sie sind da. Die Welt ist noch kein Narrenhaus geworden; und während wir bei dem großen Spektakel, den etliche in unserer Zeit machen, meinen möchten, es seien alle toll geworden, so vergessen wir doch, daß gerade die Edlen und Guten und Weisen zu den Stillen gehören, zu den Goldfischen, die in der Tiefe schweben, zu den Schweigenden, die fest entschlossen ihre Straße weiterziehen und sich durch all das wüste Froschgequake nicht beirren lassen. Noch eins zum Schluß: sollte dir gerade eine großmäulige Kröte in den Weg treten, dann setz deinen Fuß drauf und zieh wie ein Philosoph deine Straße weiter.

Zum Vierten Juli 1915

Das amerikanische Volk feiert wiederum den Vierten Juli, seinen größten Nationalfesttag. Feste bilden eins der schönsten Bande der gesellschaftlichen Verbindung der Menschheit — es ist der Jubel eines Volkes über das, was es fertiggebracht hat, und zugleich eine Mahnung, an dem glorreichen Erbe der Vergangenheit nicht nur dankbar festzuhalten, sondern auch sich desselben würdig zu zeigen und es weiter gewissenhaft und treu zu pflegen.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Der höhere Zweck eines Festes ist, uns fest zu machen, fest in unsern Herzen und Entschlüssen, treu und unentwegt dem nachzufolgen, was uns der Festtag Großes und Ruhmvolles aus vergangenen Tagen vor Augen stellt.

Zu einer Zeit im Jahre, da Gottes Natur ihr lieblichstes Kleid anlegt, feiert das amerikanische Volk seinen Nationalfesttag. Grüne Felder und reifende Saaten prangen am Vierten Juli im Festschmuck, ein blauer Himmel lächelt freundlich hernieder auf die Erde — es ist die günstigste Zeit im ganzen Jahre, ein Volksfest zu feiern, fröhlich, jubelnd zu feiern. Wir fühlen uns an dem Tage als Volk, als ein großes Volk. Hundert Millionen Einwohner im ganzen großen Lande beteiligen sich an dieser Feier. Alles Gute und Große, zu dessen Verwirklichung der Mensch berufen ist, gelingt erst dann, wenn er nicht mit vereinzelter Kraft seinem Ziele gegenübersteht, sondern mit anderen verbunden als Glied eines Volksganzen, in dessen Mitte alle Lebenstätigkeiten sich steigern und alle Einzelkräfte sich stärken.

Der Vierte Juli ist ein spezifisch amerikanisches Fest und bringt uns amerikanischen Bürgern heilige Erinnerungen aus der Vergangenheit, ernste Mahnungen und Warnungen für die Gegenwart und verheißungsvolle Ausblicke in die Zukunft. Die Gegenwart ist gewaltig ernst, und dieser Ernst der Zeit, der unsere Herzen und Gemüter drückt, schier erdrückt, sollte der Feier des Vierten Juli in diesem Jahre besonderen Charakter verleihen. Bei Festen ist es Pflicht, auf den Ernst der Zeit hin-

zuweisen. Festtage können auch unter Umständen sich zu Buß- und Bettagen gestalten. Es will uns scheinen, als ob all die besonderen Umstände dieses Jahr uns dazu aufforderten zu innerer Einkehr und zur Auskehr; wenigstens den Teil der Bevölkerung, der noch einer Selbstprüfung fähig ist und mehr von einer Festtagsfeier verlangt als nur ein opulentes Festessen mit nachfolgendem Raketenfeuer — beides pyrotechnisch wie rhetorisch, und in beiden ist der Amerikaner ein Meister und ein Kind! Was uns anlangt, so sind wir eher in der Stimmung, an diesem Tage in kontemplativer Selbsteinkehr zu fasten und zu beten und uns zu fragen: „Wie kann unserem armen Amerika geholfen werden?" Niemand nehme Anstoß an diesem Prädikat „armes" Amerika, es ist ein Seufzer, der sich aus dem tiefsten Herzen eines Hiergeborenen, der es treu und aufrichtig meint mit seinem Volke, entringt.

Man nennt den Vierten Juli auch den „Unabhängigkeitstag" (Independence Day); — das ist sein historischer Ursprung, seine Ehre und Bedeutung. Wir fragen: Unabhängigkeit, von wem? Jedes Schulkind weiß, daß es sich um England handelt, den Erbfeind und Erzfeind der freien und unabhängigen Republik der Vereinigten Staaten. England wollte Amerika zu seinem Vasallen machen und dasselbe in politischer und kommerzieller Beziehung ausbeuten, knechten und knebeln. Da kam die beispiellos mutige und patriotische Erhebung der drei Millionen Bürger dieses Landes unter Führung von George Washington, „dem Vater des Vaterlandes", Patrioten, die Gut und Blut und alles dransetzten, um sich der fremden Tyrannei zu widersetzen. Diese Bewegung gipfelte in der feierlichen Unabhängigkeitserklärung am Vierten Juli 1776 in der Stadt Philadelphia. Das war ein denkwürdiges Ereignis in der Geschichte, nicht nur unseres Volkes, sondern der Menschheit. Das war der Geburtstag unserer freien, unabhängigen Republik — das war „der Geist von 1776", der Geist brennender Vaterlandsliebe, der Freiheit und Unabhängigkeit. „Gebt mir Freiheit, oder gebt mir den Tod!" „Brennt alles, was von England kommt, nur nicht seine Kohlen!" — „Unabhängigkeit, jetzt und für immer!" — Das sind die heldenmütigen Stimmen, die wir aus jener Zeit hören.

Und heute? Heute ist unser alter Erbfeind und Erzfeind England gerade so anmaßend und tyrannisch, wie damals, und

was es 1776 nicht erreichen konnte mit äußerer Macht, das sucht es jetzt zu erreichen durch List und Schalkheit, indem es unser Volk innerlich zu knechten und zu unterwerfen sucht. Der größte Teil unserer Presse wird von London aus subsidiert, inspiriert, redigiert, und diese Presse (wie das jetzt augenscheinlich zu Tage tritt) vergiftet den Brunnen, aus dem wir trinken. Niemand unterschätze die Macht der Presse — sie ist allmächtig und bestimmt das Denken und Fühlen eines Volkes. Das weiß das perfide England und hat es schon 1776 gewußt, schreibt doch Thomas Jefferson, derselbe große, ja größte Staatsmann, der der Verfasser ist der Unabhängigkeitserklärung: „England besitzt unsere Druckerpressen, ein gewaltiges Mittel zu unserer Unterwerfung. Es ist wohl bekannt, daß England ein Heer von Federfuchsern unterhält, die ohne Rücksicht auf Wahrheit, oder auch nur das, was der Wahrheit ähnlich sieht, das erfinden und in ihren Zeitungen veröffentlichen, was Englands Zwecken dient. Das genügt für die Masse des Volkes, die nicht imstande ist, Wahres vom Falschen in den Zeitungen zu unterscheiden. Sobald wir auf unserer Unabhängigkeit bestehen, verdoppeln sie ihre Anstrengung, das Volk irrezuleiten" — so geschrieben von Thomas Jefferson 1797. Was er damals sagte, das hat tausendfach mehr Bedeutung 1915; — aber uns fehlt ein unerschrockener Jefferson! Neben der Presse gebraucht England das Geld, um unser Volk, und besonders die Hohen und Einflußreichen des Volkes, zu bestechen, und es nimmt mich nicht Wunder, daß Wall Street und unsere Finanzwelt grenzenlos begeistert sind für England — „weß Brot ich eß, deß Lied ich sing!" Wenn auch unser Handel unterbunden wird, wenn auch alle unsere Industrien infolge von Englands Willkür danieder liegen, wenn auch Hunderttausende ohne Arbeit und Verdienst sind — eine Industrie ist im fieberhaften Betriebe bei Tag und bei Nacht, und das ist die der Munitionsfabriken für England und gegen Deutschland, und unsere großen Geldmagnaten, die jetzt ihr Schäfchen ins Trockene bringen („wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler" sagt die Bibel), sorgen dafür, daß gewisse Advokaten dem Volke ein X für ein U machen und beweisen, daß dieser Schacher vollständig legal und kein Neutra-

litätsbruch, auch kein Verbrechen gegen die Menschlichkeit ist. Das sind unsere Demagogen im Solde von England.

Und das amerikanische Volk? — anstatt sich auf 1776 zu besinnen und noch einmal im Zorn sich zu erheben gegen seinen alten Erbfeind, läßt sich das ruhig gefallen und feiert seinen Vierten Juli mit schönklingenden Phrasen und mit sprühenden Raketen. O armes amerikanisches Volk, wie tief bist du gefallen! Damals 1776 der todesmutige Ruf: „Krieg dem Tyrannen!" — heute kriecht man in knechtischer Untertänigkeit vor dem Tyrannen. Die Freiheitsglocke in Philadelphia hat einen Sprung, sie hat ausgeläutet und ist zu einer toten Reliquie geworden, mit der man ein kindisches Spiel treibt, und die Feier des Vierten Juli zu einer Farce! Wir schämen uns. Wir möchten es mit Posaunenton ins Volk hineinschmettern: „Laßt die falschen Götzen, und bekehrt euch zu dem Gott eurer Väter!" Wenn wir diesen Völkerkrieg recht verstehen, dann kämpft unser deutsches Volk heute für dieselben heiligen Güter, für die unsere Väter 1776 gekämpft haben, für Freiheit und Unabhängigkeit, und zwar gegen denselben „alten bösen Feind" — England. Amerikanisches Volk, besinne dich auf deinen Ursprung, auf deine Geschichte, auf deine heilige Tradition, und kehre zurück zu der Unabhängigkeitserklärung von 1776. Ein Schritt zurück — dann gibt es einen guten Sprung!

Ihr Sterne, seid uns Zeugen,
Die ruhig niederschau'n:
Wenn alle Brüder schweigen
Und falschen Götzen trau'n; —
Wir woll'n das Wort nicht brechen,
Wie Buben ohne Treu',
Woll'n predigen und sprechen:
Amerika sei frei!

Weihnachten, deutsche Weihnachten

Wieder steht das Weihnachtsfest vor der Tür. Auf dem ganzen Erdenrund wird es gefeiert. Jedes Volk der Christenheit feiert es in seiner Weise. Es widerfähret allen Völkern Freude; aber wenn wir die Wahl haben, dann gebt uns deutsche Weihnachten. Geschichte und Poesie, Volkstum und Christentum, Menschliches und Göttliches, Himmel und Erde finden sich unter dem deutschen Christbaum in solch wunderbarem Zauber beisammen, daß man sich nicht helfen kann, man muß jauchzend mit einstimmen in die Weise: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!"

Man gedenkt zur Weihnachtszeit gern der Waisen. In Poesie und Prosa taucht immer wieder die Gestalt auf von dem kranken, bleichen Kinde, das in der heiligen Weihnacht draußen in der kalten Welt umherirrt, während die Glücklichen daheim unter dem Christbaum versammelt sind. Der Kontrast macht das Bild nur um so ergreifender. Freude und Schmerz wohnen hier auf Erden gar nahe beisammen. Die höchste Freude für einen Deutschen ist, am Weihnachtsfeste daheim zu sein, und beim Hochgenuß dieser Freude muß er derer gedenken, und zwar voll innigen Mitgefühls, die am Weihnachtsfeste keine Heimat haben, die selbst in der heiligen Nacht verwaist umherirren.

Auch uns wollen sie nicht aus dem Sinne kommen, die armen Verwaisten! Wir meinen im Augenblicke nicht gerade unsere Waislein in unseren Anstalten der christlichen Barmherzigkeit — sie haben und behalten den ersten Platz im Herzen der christlichen Gemeinde. Nein, wir denken gerade jetzt an Waisen im viel schlimmeren Sinne des Wortes. Wir haben uns in der letzten Zeit viel beschäftigt mit den Kindern unseres deutschen Volkes, die hier in der Neuen Welt in ein gar gefährliches Fahrwasser geraten sind; an solche, die durch Logen und Vereine und andere Einflüsse nicht nur dem Christentum, sondern auch dem wahren Deutschtum entfremdet worden sind; die ihre deutsche Religiosität, ihren deutschen Glauben, ihre deutsche Kirche, ihre deutsche Bibel, ihr deutsches Gesangbuch bei Seite geworfen haben. Soll auch der deutsche Christbaum folgen?

Wer das Christkind verwirft, sollte auch konsequenterweise das Christfest verwerfen, und mit dem Christfeste auch den Christbaum. Das bringt aber ein Deutscher nimmer fertig. Wenn das Weihnachtsfest kommt, muß er seinen Christbaum haben, ob es nun einen Sinn hat oder keinen Sinn — ganz egal, der Christbaum darf nicht fehlen! Es ist das sehr bedeutsam. Es beweist das, daß auch der verweltlichste Deutsche seine Herkunft doch noch nicht ganz vergessen hat, daß ihm eine süße Erinnerung geblieben ist. Aber was nützt einem solchen verweltlichten Deutschen der Weihnachtsbaum? Muß ihm unter dem hellen Glanze desselben seine innere Armut nicht besonders klar vor Augen treten? Muß er, trotz Christbaum daheim, sich nicht vorkommen wie ein namenlos Unglücklicher, wie ein verlorener Sohn — wie ein Verwaister? Und muß in seinem Herzen nicht ein tiefes, gewaltiges Weh sich regen — das Heimweh? — das Heimweh, das unser großer Dichter so ergreifend ausgesprochen hat, wenn er, angeekelt von all den Genüssen dieser eitlen Welt, in die Klage ausbricht:

„Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz, die Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!“

Ja, was soll all der Schmerz, die Lust? Unter dem Weihnachtsbaum kommt ein Deutscher einmal wieder auf andere Gedanken. Er kommt wieder zu sich selbst. Er muß sich sagen, daß es früher doch besser war; daß er mit seiner Gottentfremdung vieles verloren und eigentlich nichts gewonnen hat; daß all dies Raisonnieren, Renommieren, Debattieren und Pokulieren im Grunde keine innere Befriedigung gewähre; daß die Träber nicht sättigen, und daß ein Tisch für den Sohn eines edlen Vaters würdiger sei, als ein Trog.

Es ist in der letzten Zeit in unseren deutschen Tageblättern viel berichtet worden von armen, obdachlosen Deutschen, die in der großen Stadt New York umherirren, oft die ganze Nacht hindurch, ohne eine Unterkunft finden zu können. Zum großen Teil stammen dieselben aus guten, vornehmen Familien, aber wer möchte die Geschichte niederschreiben von all den Irrfahrten — von der Schwelle des elterlichen Hauses an bis zuletzt in kalter,

dunkler Nacht verirrt, verloren, verzweifelt auf der Bowery! O, es gibt noch Obdachlose in einem anderen Sinne. Sie haben den himmlischen Vater verlassen, den Gott ihrer Väter; sie haben die Kirche verlassen, die Heimat der Kinder Gottes; sie haben ihr Volk verlassen und die Art ihres Volkes und sich mit Juden und Heiden gemein gemacht; sie sind heruntergekommen — und ein Deutscher kommt ohne Religion gar schnell herunter! — und sie werden noch tiefer herunterkommen, sie werden herunterkommen bis in den Abgrund der Hölle, wenn sie nicht bei Zeiten noch bedenken, was zu ihrem Frieden dient!

Man spricht vom Zauber des Christbaumes! O, mögen ihn viele unserer armen und im Unglauben heruntergekommenen Deutschen in dieser Zeit empfinden. Der deutsche Christbaum ist eben kein gewöhnlicher Baum. Er haftet mit seinen Wurzeln tief im heimatlichen Boden. Er erinnert uns an die deutsche Heimat und Abkunft, an den Glauben der Väter, an die zarte Liebe der frommen Mutter; er erinnert uns aber nicht nur an die deutsche, sondern vor allem an die himmlische Heimat: an den Vater, der also die Welt geliebt, daß Er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben empfangen; er erinnert uns an die geistliche Mutter, die christliche Kirche, die jetzt wieder ihre Kinder zur fröhlichen Festfeier sammeln möchte, alle ihre Kinder, auch die fernstehenden, auch die entfremdeten, auch die ausgewanderten. Weihnachten ist ein Fest, da die getrennten Familienglieder wieder zusammenkommen. Am Christtag will ein Kind gerne daheim sein. O, daß viele den Weg wieder zurückfinden möchten zum himmlischen Vater, zu ihrer geistlichen Mutter, der Kirche, zum Christbaum daheim.

„Bring sie wieder, bring sie wieder,
König, die verlor'nen Glieder.
Aus der Nacht bring sie zum Lichte,
Aus dem Stolz zum Selbstgerichte.
Bring zum Glauben unsre Brüder,
Bring sie wieder, bring sie wieder!"

Weihnachten und Heimweh

Vor vielen, vielen Jahren habe ich als Kind auch vor Weihnachten geschrieben. Es war das ein wichtiges Schreiben, so recht aus tiefstem Herzen. Es war der Wunschzettel. Auf dem Wunschzettel durften wir Kinder alles niederschreiben, was wir uns zu Weihnachten wünschten. Der Zettel wurde den Eltern übergeben. Die Eltern besorgten ihn ans Christkindchen, und wenn Weihnachten kam, dann ging alles in Erfüllung. Ich schreibe heute keinen Wunschzettel mehr. Die Eltern fehlen zur Weihnachtszeit — ach, sie fehlen im ganzen Jahre nicht, wie gerade zu Weihnachten! Elternliebe und Heimat gehören zu den vielen anderen schönen Dingen, von denen es heißt: „es war einmal!" Die Erinnerung ist zwar wonnig und süß, aber je wonniger und süßer, desto wehmütiger zugleich. Weihnachten ist für viele die Zeit des Heimwehs.

Heimweh ist ein tiefes Weh. Und doch, ich möchte nicht ohne Heimweh sein. Jetzt nicht. Die Kerzen am Christbaum, der süße Duft des Tannenbaumes, der selige Traum der Vergangenheit, das Andenken der Lieben, die einst mir das Vaterhaus zum Himmel gemacht — das alles erweckt in mir die Ahnung, daß es noch einmal ein Weihnachten geben wird ohne Heimweh; ein Weihnachten, da der ganze Wunschzettel, wie er im innersten Herzen eingeschrieben steht, mir gewährt werden wird. Es kommt die Zeit. Weihnachten ist zwar das Fest der Erfüllung, und doch zugleich ist Weihnachten auch wieder eine selige Verheißung.

Das ist die Nacht wie keine,
So tief und so voll Glanz!
Die Nacht im Heil'genscheine,
Im Haar den Hoffnungskranz;
Der Himmel grüßt die Erde:
Ein Weilchen harre noch;
Wie bang dir manchmal werde,
Der Frühling kommt dir doch!

Kinder kennen kein Heimweh, denn sie sind noch daheim. Das allein genügte zu dem Ausspruch: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!" Ihre Wonne haben wir auch einmal empfunden, und wenn wir sie in ihrer Weihnachtswonne schauen, dann

freuen wir uns wohl mit ihnen, wir vergessen uns wohl auch einen Augenblick, wir lachen und jubeln — aber auf einmal geht uns ein Stich mitten durchs Herz, es stürzen uns Tränen ins Auge, wir seufzen tief und — vorbei, plötzlich vorbei ist es mit dem Jubel. Kinder können das nicht verstehen. Wir haben ihnen das Spiel verdorben. Wir sind auf einmal „unartig". Vielleicht schmiegt sich eins doch an uns heran und frägt: „Was fehlt? — warum lachst du nicht mehr — — Papa, was hast du im Auge — ist das eine Träne? — — warum weinst du?" „Ach, Kind, laß mich, geh', spiel' weiter!" „Nein, sag' mir, was dich traurig macht!" — — — und wenn wir dann schließlich beichten müssen (und wer kann einem herzlieben Kinde widerstehen!), was sollen wir sagen? Heimweh? — was weiß ein Kind von Heimweh!

„Du fragst mich, mein Kind, was Heimweh ist?
An deiner Frage kann man es verspüren,
Du kennst es nicht, — sonst würdest du nicht rühren
An diesen unbeschreiblich wehen Schmerz,
Der sich in das verlass'ne Menschenherz
Gleich einem Stachel senkt — und bohrt und frißt;
Geh' spielen, Kind, frag' nicht, was Heimweh ist!

Fort springt das Kind. — Ich aber hab' ins Kissen
Begraben mein verhärmtes Angesicht,
Ich weiß — ich weiß es längst, was Heiweh ist
Und wie es bohrt und nagt und sticht und frißt."

Und doch, ich kenne viele, viele Kindlein, die Eltern und Heimat und alles verloren haben, und dennoch am Weihnachtsfest so glücklich und fröhlich und heiter sind, wie andere Kinder. Die Vergangenheit liegt hinter ihnen. Sie leben in der Gegenwart. Sie sind getröstet und lassen sich trösten. Ich frage: Gilt hier auch das Wort: „Es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht ins Himmelreich kommen"? Ich glaube nicht. Man kann das Wort Gottes pressen, und wer es allzu sehr preßt, drückt Blut heraus und nicht Milch. Ich wenigstens lasse mir mein Heimweh nicht nehmen. Ich danke meinem Herren für all den unaussprechlich süßen Trost, den Er mir in der Fremde dieser Welt, den Er mir insonderheit zur Weihnachtszeit gewährt; aber meinen Heimwehschmerz kann Er nicht stillen, bis Er mich heim nimmt; und anstatt mir ein Hindernis zu sein, ins Reich Gottes einzugehen, ist's mir vielmehr ein mächtiger Zug und Antrieb, so daß ich mir manches mal sagen muß: wo wärst du wohl, wenn es nicht für das tiefe Heimweh wäre im Herzen?

Der Gottesmann Löhe hat einmal gesagt: „Dies Leben ist und bleibt ein Elend — im besten Falle ein getröstetes Elend.“ So sage ich auch vom Heimweh. Es bleibt ein Weh — im besten Falle ein getröstetes Weh. Kinder können in einem Augenblick weinen und im nächsten Augenblick lachend die Tränen abschütteln. Es ist gut, daß sie das können. Erwachsene können das nicht — und es wäre schlimm, wenn sie es könnten. Ich weiß, wie mir geht es vielen: ich sehe dem Weihnachtsfest mit bangem Herzen entgegen; der alte Schmerz wird mich aufs Neue ergreifen, die alte Wunde wird aufs Neue bluten, und wenn ich mich auch aufraffe zur Freude, so ist es doch die Freude, die der Apostel beschreibt, wenn er sagt: „Als die Traurigen — doch allezeit fröhlich!“ Der Jugend geziemt das Dur, dem Manne das Moll. Man kann auch in Moll Freudenlieder singen, und bemerkenswert ist es, daß gerade die ergreifendsten Weihnachts- und Ostermelodien von unseren tiefernsten und tiefreligiösen Vätern in Moll gesungen wurden. Die modernen Weihnachtskompositionen gefallen mir nicht. Sie sind zu oberflächlich. Sie lassen den tiefernsten Grundton des Heimwehs vermissen. Sie sind keine heiligen Harfenklänge, sondern oft nichts weiter als eine „Aufforderung zum Tanz!“ Das mag passen zum Hallelujah-Christentum der Heilsarme, nicht aber zu einer deutschen Christtagsfeier.

Es ist bereits spät in der Nacht. Draußen ist es dunkel und kalt. O, wie dunkel und kalt wäre es, wenn „mitten im kalten Winter“ der Heiland nicht für uns zu Bethlehem geboren wäre! Er hat uns den Vater offenbart und uns auf den Weg gestellt zur Heimat. „Selig sind die Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen.“ Jeder hat zu dieser Zeit sein Lied; — ich singe ein altes, uraltes Lied, nach alter, uralter Melodie; Lied und Melodie *streben* hinauf zu dem „*Lied im höhern Chor*“:

Sohn Gottes in der Höh',
Nach Dir ist mir so weh!
Tröst' mir mein Gemüte,
O Kindlein zart und rein,
Durch alle Deine Güte,
O liebstes Jesulein!
Zeuch mich hin nach Dir,
Zeuch mich hin nach Dir!

Das Wiedererwachen und Hervorbrechen der deutschen Volksseele

Was wird für Deutschland und uns Deutsche der Gewinn dieses Krieges sein? Verluste hat der Krieg genug aufzuweisen. Sie schwellen von Tag zu Tage, von Stunde zu Stunde ins unermeßliche. Es sind die Besten, Tüchtigsten, Edelsten, die dahingeopfert werden. Schrecklich ist der Gedanke und unerträglich, daß all diese unerhörten Opfer sollten umsonst sein. Der Gewinn, den schließlich unser deutsches Volk ziehen wird aus diesem schrecklichsten aller Kriege, muß in irgend welchem Verhältnis stehen zu den grenzenlosen Opfern, die gebracht worden sind. Was wird der schließliche Gewinn sein? Es wird jetzt schon viel darüber gestritten und debattiert, hüben und drüben. Man spricht von einer entsprechenden Kriegsentschädigung, von der Annexion von hundert oder tausend Quadratmeilen feindlichen Gebietes, von Belgien, Nordfrankreich, Polen, Kurland. Herr, mein Gott, wie grenzenlos oberflächlich rechnen doch die Menschen! Das sollte wirklich alles sein, was mit den Strömen von Menschenblut schließlich erkauft worden wäre? Da fragen wir mit der Bibel: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" In dieser Frage liegt aber zugleich auch die Antwort: die Seele, die deutsche Volksseele, ist das köstliche Kleinod, um das es sich bei diesem Kriege handelt — daß diese bewährt und verklärt, geläutert und geadelt, in ihrer ganzen Herrlichkeit und Genialität, so wie Gott sie dachte und wollte, triumphierend und sich selbst behauptend hervorgehe. Unter dem Donner der Kanonen spricht der Allmächtige sein schöpferisches: „Es werde!" — es werde Licht, es werde die deutsche Zukunft! Diese aber liegt in dem Wiedererwachen und Hervorbrechen der deutschen Volksseele. Die Seele ist alles, alles!

Es ist große Gefahr, daß wir nur in den Aeußerlichkeiten des Krieges aufgehen; — das heißt tatsächlich im Kriege untergehen. Ohne daß wir uns dessen bewußt werden, geraten wir nur zu leicht in eine nervöse Spannung und Sensationssucht. Wir lesen am Morgen die neuesten Kriegsnachrichten, wir haschen am Tage

gierig von Stunde zu Stunde nach den Extra-Blättern. Wir lesen wohl ein Dutzend mal dasselbe und immer wieder dasselbe, und wissen es kaum. Wir verflachen, werden abgestumpft, werden erschöpft. Wir lesen viel, und denken wenig — und gar mancher liest nur, um nur nicht denken zu müssen. Und doch, gerade die gegenwärtige Zeit gibt uns viel zu denken! Die welterschütternden Ereignisse der gegenwärtigen Zeit sollten uns nicht nur historisches Ereignis sein, sondern persönliches Erlebnis werden. Die großen Wunder, die Gott an unserem Volke und durch unser Volk wirkt, sollten uns zu neuem Leben, zu einem besseren und höheren Wesen entflammen. Die großen Zeiten sollten uns erziehen zu großen Charakteren. „Höher hinauf!" Das sollte unsere Losung sein; und zwar jetzt oder nie. Der von dem deutschen Volke vielleicht mehr noch als von den Engländern geschätzte und verstandene Shakespeare sagt bedeutungsvoll:

Der Strom der menschlichen Geschäfte wechselt:
Nimmt man die Flut wahr, führet sie zum Glück,
Versäumt man sie, so muß die ganze Reise
Des Lebens sich durch Not und Klippen winden.

Jetzt ist Flutzeit, und von der mächtig sich erhebenden Flut der weltbewegenden Ereignisse getragen, wird es uns leicht gemacht, uns zu erheben und zu einer neuen Art durchzubrechen. Die Stimme des kategorischen Imperativs sollte in unserem deutschen Volke durch den Donner der Geschütze wieder geweckt werden, das schlummernde Gewissen, das uns die Pfade zu einem heroischen Leben weist. Wenn Hunderttausende unserer Brüder bereit waren, für die deutsche Sache zu sterben, dann sollten wir in ihre Lücken treten und bereit sein, für die deutsche Sache zu leben. Wer zählt die Lücken. Wie ein Wald, den ein Orkan dezimierte, selbst in Jahrzehnten seinen gesunden, fruchtbaren, vollen Bestand nicht wiedergewinnen kann, so sind auch die furchtbaren Lücken, die dieser Krieg in unserem Volk gerissen, nicht wieder auszufüllen.

Und täglich, das dunkelste Rätsel von allen:
Die Besten trifft es, die Besten fallen.
Nicht die Müden, denen keine Sonne scheint,
Nicht die Lauen, ohne Freund und Feind,
Die Halben und Kühlen und Zagen nicht,
Nicht die Vergessenen, um die kein Herz mehr bricht;—
Nein, die Starken, die Schaffenden, die Frohen,
Die wie lebendes Feuer zum Himmel lohen,

Die steinharten Herzen ohne Arg und Fehle,
Die Gläubigen mit der Kinderseele,
Die Träumeraugen mit dem heißen Warten
Auf den neuerblühenden Menschengarten,
Die Sänger und Priester, Propheten und Dichter,
Die ein Gott gesetzt als weisende Lichter,
Daß sie Klarheit fluten ins wirre Leben,
Daß sie siegreiche Kraft den Ringenden geben,
Die Krone des neuen Tages zu erben —
Die fallen und sterben!

Was für furchtbare Lücken! Da gestaltet sich die Verantwortung der Ueberlebenden ins Riesengroße. Was der Tod vernichtet, soll das Leben wiedererstatten. Was an Quantität verloren gegangen ist, sollte durch Qualität ersetzt werden. Und wenn das die Frucht ist dieser schweren Heimsuchung, daß die deutsche Seele erwacht und sich aus der niederen Selbstsucht, Eitelkeit, Affektiertheit, Ehrgeiz und Geldgier emporhebt zu den höheren Regionen heroischer Tugenden und idealen Strebens, dann können wir zuletzt doch noch ein dankbares Hallelujah singen. Gottes Wege mit unserem deutschen Volke sind wunderbar, und Er führet alles herrlich hinaus — nur gilt es offene Augen haben und ein aufrichtiges Herz.

Wenn ich vom deutschen Volke rede, dann meine ich das ganze deutsche Volk in der Heimat und Fremde. Daß wir hier in der Fremde wohnen, ist uns niemals so bewußt geworden, als in dieser prüfungsvollen Zeit. Die Fremde kann uns nur zur Heimat werden, wenn wir Deutsche hier in Amerika innigen Anteil nehmen an den Erlebnissen unseres Volkes in der alten Heimat, wenn wir sein Schicksal miterleben, und wenn durch dies große Erlebnis auch unsere Seele zu neuem Leben geweckt wird. Wir sind hier allerdings in mancher Hinsicht, und besonders in sozialer, religiöser Beziehung, wie Schafe ohne Hirten, abgeschnitten von dem mächtig pulsierenden Leben der Heimat, oft fern und entfremdet den heiligen Tempeln unserer Väter, unverstanden in unserm innersten Wesen, angewiesen auf allerlei abgeschmackte Surrogate und hungrig nach dem alten Schrot und Korn deutscher Hausmannskost. Es ist ein gänzlich anderes Wesen hier in der Fremde, das nimmermehr das deutsche Herz und Gemüt und Gewissen befriedigen kann; — darum gilt es festhalten an dem deutschen Wesen. Es ist das eine alte Klage, daß so viele Kinder unseres deutschen Volkes hier im fremden Lande dem deutschen Wesen sich entfremden, ihre Erstgeburt ver-

kaufen für ein Linsengericht. Das Deutschtum Amerikas ist weit entfernt von dem, was es sein könnte, sein sollte. Es ist in mancher Beziehung „dumm gewordenes Salz". Wird unter dem gewaltigen Erlebnis der Gegenwart die deutsche Volksseele bei uns wiedererwachen und in ihrem ureigenen Wesen heroisch hervorbrechen? — dann würde das Unheil des Krieges sich für uns in Heil verwandeln, und was der Tod vernichtet, würde das Leben wiedergeben.

Das Lob der deutschen Frau

So alt die Geschichte des deutschen Volkes, so alt ist auch das Lob der deutschen Frau, zuerst von den feindlichen Römern verkündet, und dann in immer neuen Lobeshymnen die Jahrhunderte durchklingend. Deutsche Sitte, deutsche Minne, deutsche Häuslichkeit, deutsche Innigkeit, das alles, und noch viel mehr, sind kostbare Perlen, die die deutsche Hausfrau schmücken. Als Prophetinnen und Priesterinnen erscheinen sie in den großen Entscheidungszeiten der Volksgeschichte; als wahre Heldengestalten, die an Mut und Tapferkeit den Männern nicht zurückstehen. Lieber wählen sie den Tod, als die Schmach. Aber bei aller Tapferkeit sanken sie nie hinab zu Mannweibern. Wer kennt nicht die echt weiblichen Gestalten einer Hildegund, einer Gudrun, einer Kriemhild. Und was ist erst die deutsche Frau durch das Christentum geworden! Es wäre eine schöne Aufgabe, die Geschichte der deutschen christlichen Frau zu schreiben, anhebend mit dem Briefwechsel, den Bonifazius, der Apostel der Deutschen, mit den deutschen Klosterfrauen Cathuga und Lioba gepflogen, bis auf unsere Zeit. Die liebende Mutter, mit dem Häuflein Kinder um das offene Bibelbuch versammelt: das ist ein Madonnenbild im deutschen Gewande. Auch ich hatte eine solche deutsche Mutter, und sie ist die größte Segnung meines Lebens gewesen; sie war mir mehr als Bücher und Hochschulen und Lehrer und Methoden gewesen, sie war mir alles, und das Andenken an alle Liebe und Zärtlichkeit und Milde und Tröstung, mit welcher sie die Tage meiner Kindheit wie mit warmem Sonnenschein erfüllte, geht durch mein Leben wie ein heiliger Genius, der mit rückwärts gewandtem Gesicht lächelt und weint. Was ich von meiner Mutter bekenne, das gilt gewiß auch von deiner. Danken wir darum Gott für die Gottesgabe einer deutschen Mutter, und wenn viele in unserer Zeit unsere deutsche Abkunft als einen „Geburtsfehler", wenn nicht als ein „Geburtsverbrechen" anrechnen wollen, so antworten wir mitleidig darauf: „wenn du von einer deutschen Mutter erzogen worden wärest, würdest du nicht also urteilen!" Es liegt alles an der mütterlichen Erziehung.

Was aber die deutsche Frau bei der Entscheidung des gegen-

wärtigen Weltkriegs bedeutet, das steht jetzt schon groß und hehr vor unseren Augen, wird aber erst später, wenn so manches Verborgene an den Tag kommen wird, voll und ganz gewürdigt werden. Soviel steht aber jetzt schon fest, daß der siegreiche Ausgang dieses gewaltigen Völkerringens nicht zum geringsten Teile dem deutschen Weibe zuerkannt werden muß — dem heldenmütigen deutschen Weibe, das freudigen Herzens den Gatten ziehen hieß und die Trauer der Witwenschaft der Schmach des Vaterlandes vorzog, und während der Gatte draußen kämpfte, daheim sich aufopferte, fastete und betete und bei aller Angst und Qual und Not nicht müßige Tränen weinte, sondern im Liebesdienst die Tränen anderer trocknete. Das soll in der ruhmvollen Geschichte des deutschen Volkes mit goldenen Lettern eingetragen werden!

Gott sei Dank, daß das deutsche Weib seine ureigene Art bisher noch bewahrt hat, ja, daß den vielen Angriffen auf die heiligsten Güter unseres Volkes gegenüber, das deutsche Weib als Hüterin der heiligen Flamme am heimatlichen Herde steht; und von der gegenwärtigen Aufgabe, unserem armen Volke, das in den vergangenen Jahren sein eigenes Wesen so vielfach verleugnet und fremde Art oder richtiger Unart nachgeäfft hat, die erlösenden Kräfte wieder zuzuführen, fällt kein geringer Teil auf die starken und charakterfesten Frauen. Es heben an in unserem Volke neue Quellen zu sprudeln, die reines, klares, frisches Wasser bieten. Aber geblieben sind die alten bitteren Quellen und Brunnen doch, die die Gesundheit und das Leben unseres Volkes bedrohen. Sie sind zwar zurzeit zugedeckt, aber vorhanden sind sie doch. Da ist es die Pflicht der deutschen Frau, wie vor Zeiten der Prophet Elisa Salz zu werfen in diese unreinen Brunnen und sie zu reinigen und gesund zu machen, so daß das deutsche Volk wieder mit Freuden schöpfen kann aus den alten Quellen seiner Kraft. Die Quellen, aus denen ein Volk vornehmlich eine Kraft schöpft, sind die Ehe, die Familie, die Kindererziehung, die Religiosität. Die Frauen sind die Hoffnung für die Wiedergeburt des deutschen Volkes, ohne welche (gestehen wir es nur offen!) auch der glorreiche Sieg schlimmer wäre, als eine demütigende Niederlage.

Das deutsche Weib ist wesentlich anders als das der anderen Völker. Volksart hat unendlich viel mit Charaktereigentümlichkeit zu tun. Das kann man wohl nirgends in der Welt so wahrnehmen, wie hier in Amerika, wo alle Völkerschaften so nahe beieinander wohnen. Wie ganz anders erscheint eine deutsche Frau

als eine englisch-amerikanische! Bei unseren englischen „ladies" findet sich der stark ausgeprägte Zug nach Selbständigkeit, daneben so wenig Sinn für stille Häuslichkeit und eine krankhafte Sucht, in der Oeffentlichkeit zu erscheinen. Wie oft müssen wir in diesen „englischen" Kreisen den Tadel hören, als würden die schlichten, einfachen deutschen Hausfrauen von ihren Männern unritterlich behandelt, mit zu viel Sorge des Haushaltes belastet und vom öffentlichen Leben ferngehalten. Deutsche Frau, laß dich nicht beirren. Halte fest an deiner stillen Häuslichkeit. Es ist ein köstlich Ding, wenn die Frau, anstatt sich für die „Gesellschaft" zu schmücken, das eigene Haus schmückt durch ihre fleißigen Hände, durch ihr sinniges Gemüt, durch ihr sittsames Walten, durch ihre barmherzige Hand. Besonders letzteres. Gott gab dem Weibe die Beweglichkeit und Schmiegsamkeit des ganzen Wesens, die Empfindsamkeit des Herzens, das scharfe Auge, das die augenblickliche, auch kleine Not rasch erkennt, und endlich, die geschickte, zarte Hand. Solche Arbeit ist gesunde Arbeit und bewahrt vor nervöser Reizbarkeit und krankhaftem (cranky) Wesen, das unseren neumodischen „ladies" in solch entsetzlichem Maße anhaftet.

Was wir da predigen, ist freilich heutzutage nicht in Mode. Es ist bei dem gegenwärtigen Geschlecht so verpönt, daß Mut dazu gehört, sich dazu zu bekennen. Es ziehen gegenwärtig genug Weiblein, beiderlei Geschlechtes, umher und predigen ein neues Evangelium. Auf allen Straßen und Gassen, in den hohen Parlamenten, sowie in erregten politischen Versammlungen, hört man jetzt von Frauenrechten reden. Auch diese „neue Mode" haben wir England zu verdanken. Anstatt Frauenrechte gebt uns rechte Frauen! Was unserem amerikanischen Volke vor allem not tut, das sind rechte Frauen. Ein Sprichwort sagt: „Wenn ein Engel fällt, so wird daraus ein Teufel"; —Gott bewahre uns vor einer solchen Metamorphose! — Wenn man die idealen Frauen der früheren Zeit, die gottseligen deutschen Mütter vergleicht mit den schnellzüngigen, kecken, grenzenlos rechthaberischen Allerweltsfrauen von heute, so ist das ein Kontrast, der unwillkürlich an das angeführte Sprichwort erinnert. Man mißverstehe uns nicht. Wir unterschätzen das Weib nicht, wenn etwas, dann überschätzen wir es; — das Weib ist zu heilig und zu gut, als daß es hinausgedrängt werde auf den wüsten Marktplatz des öffentlichen Lebens und mit einstimme in das garstige politische Lied. Wenn wir von der physisch schwächeren und seelisch zar-

teren Eigenart des Weibes reden, so ist das keine Herabsetzung, sondern damit begründen wir das Recht auf größere Schonung. „Ehret die Frauen!“ Damit ist nicht gemeint die hohle Galanterie französischer Modeherren, die wohl in Gesellschaft allerlei Artigkeiten sagen; dann aber, wie beim Brand des Pariser Wohltätigkeitsbazars und beim Untergang des „Bourgogne“, um sich zuerst in Sicherheit zu bringen, die Frauen und Kinder grausam niedertreten; — genau so werden es auch klug berechnende Politiker und Demagogen machen, die jetzt klug berechnend für Frauenrechte sich ins Zeug legen. In geistiger und moralischer Hinsicht gehört das Weib nicht zum „schwächeren Geschlecht“, und in einer Zeit, wo so viele unserer Männer geistige und moralische Schwächlinge geworden, kann man es verstehen, wenn das Weib die Führerrolle übernehmen möchte; allein, die rechte Meisterschaft zeigt sich auch hier in der Beschränkung — und nach deutscher Sitte ist das Haus die Schranke für das Weib. Nur Kurzsichtige können das eine enge Schranke nennen: Das Haus ist eine Welt in der Welt, ein Staat im Staate, und Welt und Staat finden ihr Fundament im Hause, in der Familie! Hier hat das Weib ihren hohen Beruf. Wir wollten, wir könnten durchs Land ziehen und den Frauen predigen, was für heilige Rechte sie in dieser Beziehung haben, was für kostbare Privilegien, was für edle Pflichten. Hier gilt es, die Söhne zu Männern zu erziehen, zu ganzen Männern, die nachher am Stimmkasten, sowie in jeder anderen Beziehung, ihre volle, ganze Pflicht als Bürger erfüllen. Hier gilt es, die Töchter auszubilden zu all den glänzenden Tugenden einer deutschen Hausfrau. Die Erziehung der Töchter ist viel schwieriger als die der Söhne; aber auch viel wichtiger! Gibt es wohl etwas Traurigeres als der Anblick so vieler heranwachsenden Töchter in unserer Zeit, die in den absurdesten Eitelkeiten, in der Nachäffung der verrücktesten Tagesmoden Zeit und Geld und Kraft verplempern, bis sie so einen hohlköpfigen Gimpel heiraten, und „hin ist hin, verloren ist verloren!“ — Der Rest ist eine tränenreiche Tragödie. Man vergleiche die horrend zunehmenden Scheidungsklagen in unseren Tagen! Das ist neue Mode.

Die Leute sagen immer,
„Die Zeiten werden schlimmer!“
— Die Zeiten bleiben immer,
Die Leute werden schlimmer!

Wie sich indes die Zeiten auch ändern mögen, auch in der Beurteilung der Frauenfrage sollten wir Deutsche festhalten an der Eigenart unseres deutschen Volkes. Wenn all die neumodischen Extravaganzen längst vergessen sind, werden — so hoffen wir — unsere gesitteten, taktvollen, echt weiblichen deutschen Frauen fortstrahlen und glänzen als Sterne erster Größe am Himmel unseres Volkslebens!

Lasst unsere Jugend den Krieg miterleben

Es ist ebenso bemerkenswert wie erfreulich, daß das große weltgeschichtliche Erlebnis unseres deutschen Volkes in dieser Zeit wie eine Erweckung über die Kinder deutsch-amerikanischer Eltern gekommen ist. Was tief im Blut und im Herzen wohnte, oft unbewußt, das ist bei vielen auf einmal mit elementarer Gewalt zum Durchbruch gekommen. Der Krieg hat, wie nichts zuvor, unsere Jugend bekannt gemacht mit der Weltmacht und Weltstellung, mit dem Geist und der Kraft, vor allen Dingen auch mit der Geschichte des deutschen Volkes; dazu kam dann noch die Opposition gegen das Deutsche in aller Welt, und besonders auch hier in der neuen Welt, und dies alles hat dazu gedient, die Lauen und Gleichgültigen endlich einmal zum Selbstbewußtsein zu bringen, in vielen Fällen zur glühenden Begeisterung zu erwecken. Das ist ein hoffnungsvolles Aufwachen. Hier bietet sich eine überaus günstige Gelegenheit für Eltern, die ihren Kindern gerne das heilige Erbe deutschen Wesens und deutschen Geistes hinterlassen möchten, erzieherisch einzusetzen und nachzuwirken. Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. Es ist jetzt heiß. Auch wo es noch nicht heiß ist, sollte man mit allem Ernste daraufhin arbeiten, die Glut deutschen Empfindens in den Herzen zu entzünden und die moralische Erziehung zugleich zu einer Erziehung zu deutschem Wesen zu gestalten. Dazu gehört vor allen Dingen ein Verständnis der deutschen Geschichte. Das muß das Haus besorgen. Unsere amerikanischen Staatsschulen vernachlässigen kein Fach so sehr, als das der Geschichte, und das bißchen Geschichte, das getrieben wird, selbst die Geschichte unserer eigenen Vereinigten Staaten wird im englischen Geist und im englischen Interesse, oft in geradezu tendenziöser Weise, den Kindern eingetrichtert. Wenn wir zur Erziehung zum deutschen Wesen und zu deutscher Art mahnen, so verstehen wir darunter nicht eine Herabsetzung oder gar Schmähung der anderen Völker, kein phrasenreiches Lob der eigenen Tugenden, keine pharisäische Selbstverherrlichung, die in dem Bekenntnis gipfelt: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute!“ So etwas verträgt sich sehr wohl mit dem arroganten Wesen des Engländers und mit der bramarbasierenden Selbstbespiegelung des Fran-

zosen, nie und nimmer aber mit der schlichten und bescheidenen deutschen Art. Willst du das deutsche Volksbewußtsein erwecken, so wirst du finden, daß zu dem Ende nichts sich so förderlich erweist als das Zurückgreifen auf die Geschichte des Hauses und des Volkes, als die Erweckung der Dankbarkeit gegen den Gott, der Großes an unserem Volk getan und es in der ruhmvollen, wenn auch kampfesschweren Vergangenheit wunderbar geführt; daneben sollte das heilige Gefühl der Pflicht und Verantwortlichkeit geweckt werden, sich der hohen Ahnen und ihres reichen Erbes würdig zu erweisen.

Mag der gegenwärtige Krieg einen Ausgang nehmen, welchen er wolle, eines ist gewiß: Der Deutsche, in der Heimat sowie im Auslande, wird vor gewaltig schwere Aufgaben gestellt werden. Wir Alten treten allmählich zurück und die kommende Generation unserer Kinder wird das praktisch verwerten, anwenden und erhalten müssen, was durch die namenlosen Opfer deutschen Blutes in dieser Zeit errungen worden ist. Es will uns manchesmal bedünken, als ob Gott der Herr das deutsche Volk dazu berufen und bestimmt habe, die führende Rolle in der weiteren Gestaltung der zukünftigen Weltgeschichte zu übernehmen. Ein solches Bewußtsein ist nicht Anmaßung, sondern demütige und gehorsame Beugung unter Gottes Vorsehung. Wer aber die Jugend hat, der hat die Zukunft; und es wird an dem Geist und Charakter der nachfolgenden Generation deutscher Kinder liegen, ob unser Volk dem Sonnenaufgang und dem großen zukünftigen Tage seiner Weltmission entgegengeht; — nein, es liegt an uns Eltern, und daran, ob wir jetzt in dieser großen, gewaltigen Zeit unsere Kinder für ihre Aufgaben in der Zukunft erziehen. Wenn jemals, dann sollten wir in dieser Zeit alle unsere Kraft dranwenden, unsere Kinder zum unbedingten Gehorsam, zur gewissenhaften Pflichterfüllung der Aufgaben des Tages, zur Dankbarkeit gegen Gott als den Leiter und Lenker der Menschengeschicke und zur Begeisterung für die Zukunftsaufgaben unseres Volkes zu erwecken. Es sollen unsere Kinder diesen Krieg wirklich miterleben, und zwar nicht nur äußerlich, daß sie Nachricht erhalten von den großen Heldentaten auf dem Kampffelde — das wäre nur dürftiges „Kriegsbrot"; nein, sie sollen innerlich in den Sinn und Geist dieses weltgeschichtlichen Ringens und Kämp-

fens eingeführt werden — sie sollen wieder deutsch erzogen werden, besonders hier in unserem buntscheckigen Amerika, wo alles im Argen liegt und der Reform bedarf, darum, weil man hier, anstatt die Jugend zum Gehorsam zu erziehen, sie ungefähr tun und treiben läßt, was ihr beliebt, und das nennt man dann amerikanische Freiheit! — In Deutschland nennt man es Frechheit.

Deutsche Eltern auch hierzulande sollten beherzigen, was Prinz Oskar von Preußen in seinem Schriftchen: „Die Winterschlacht in der Champagne" schreibt: „Eins fordert sie von uns: eine harte Jugenderziehung. Stählen müssen wir unsere Jugend, abhärten mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln, damit sie einst in der Lage ist, ähnlichen Anforderungen, wie sie die Champagneschlacht an unsere Truppen gestellt hat, gerecht zu werden. Steuern wir dem fressenden Gift am Marke unseres Volkslebens, dem ausschweifenden Leben unserer Jugend, der Genußsucht. Ein deutscher Jüngling, ein deutscher Kämpfer, muß sich selbst besiegen und beherrschen können, sonst versagt er in ernster Stunde, und dann wehe unserem Volke! Erziehen wir unsere Jugend aber auch wieder zu wahrer, kindlicher Frömmigkeit, zum Glauben an unseren Herrgott, der unsere Menschenschicksale nach seinem Willen leitet. Jeder, der die Champagnekämpfe miterlebt hat, sagt dasselbe: ohne Gottvertrauen hätte er die Zeit nicht überstanden, und wer bis dahin nicht geglaubt hat, der lernte es im Granathagel und im Bajonettangriff."

Bei dem deutschen Volke, zum Unterschiede von all den anderen kriegführenden Völkern, sehen wir in gegenwärtiger Zeit eine tiefgehende religiöse Erweckung. Das berechtigt zu großen Hoffnungen. Denn zu seiner besonderen Aufgabe, zu seiner „Bestimmung" kann Deutschland unmöglich die überschwengliche Kraft gewinnen, wenn es sich nicht in religiöser Beziehung erhebt. „Aus dem Unglauben", sagt Goethe, dem keiner in dieser Beziehung Beschränktheit vorwerfen kann, „aus dem Unglauben entstehen schwache, kleingesinnte, zurückschreitende, auf sich selbst beschränkte Menschen." Solche Menschen sind der Bestimmung Deutschlands nicht gewachsen. Derselbe Goethe sagt ein anderes Mal: „Die Menschen sind nur so lange produktiv, als sie noch religiös sind." Um eine neue und bessere Weltverfassung

zustande zu bringen, wird Deutschland andauernd „produktiv" sein müssen!

Soll das deutsche Volk seinen Weltkulturberuf erfüllen, dann müssen Deutsche in aller Welt an dieser Aufgabe mitarbeiten. In aller Welt sind sie zerstreut. Es gibt kein Volk, das so große Verluste erlebt hat wie das deutsche. Als es noch jung war, hat es sein edles Blut in aller Welt verblutet. Wie ein junger Recke ist es abenteuerlich ausgefahren von den Tagen der Völkerwanderung an bis zu den Zeiten der Hohenstaufen. Ganze edle Stämme sind dahingeschwunden. Als es älter und klüger wurde, ist es zu Millionen ausgewandert, wenn nicht als Kulturträger, so doch als Kulturdünger; willkommen geheißen als Pioniere in allen Erdteilen, aber mit einem bösen Erbfehler behaftet — allzuschnell, oft schon in der zweiten Generation, der heimischen Art verloren zu gehen. Man nennt sie hier „die besten Bürger", weil Deutsch-Amerikaner sich am schnellsten hier einleben und ihre Art, wenn nicht verleugnen, so doch für die Unart der neuen Welt austauschen. Das muß anders werden und was wir unseren Kindern beibringen müssen, ist das Bewußtsein, daß sie gute amerikanische Bürger sein können, auch wenn sie ihr deutsches Erbe heilig halten; — ja, daß gerade deutscher Geist und deutsche Art in unserem Amerika eine hohe und überaus wichtige kulturelle Mission zu erfüllen hat.

Geld regiert die Welt

Ueber Geld läßt sich wohl eine Zeitpredigt halten — und doch nicht ohne Schwierigkeit. Wenn Goethe sagt: „In der Beschränkung liegt die Kunst des Meisters", so wird in diesem Falle diese Kunst auf eine schwere Probe gestellt, denn bei einem solchen allumfassenden Gegenstand kommt man in doppelte Verlegenheit: erstens, wo anfangen? und zweitens, wo aufhören? Nun, derselbe Dichter, der uns die Beschränkung auferlegt, gibt uns auch den guten Rat:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben —
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant!

und so wollen wir es machen und von allgemeinen Beobachtungen und Grundsätzen uns emporarbeiten zu beherzigenswerten Nutzanwendungen für die Gegenwart.

Was Geld bedeutet in unserem modernen Leben, das kann man am besten wahrnehmen bei einem Bankbruch. Für die, die am nächsten daran beteiligt sind, ist es beinahe gleichbedeutend mit dem „Ende der Welt". Wenn Dante über den Eingang zur Unterwelt die Inschrift setzt: „Laßt jede Hoffnung hinter euch, die ihr hier eintretet!" und mit dem Bilde der geöffneten Türe die Hoffnungslosigkeit darstellte, so hat die geschlossene Tür eines Bankinstitutes für unser Geschlecht doch eine noch viel schrecklichere Bedeutung. Will man wilde Verzweiflung schauen, so schaut man sie hier. Jawohl, Verzweiflung! Was soll der Geldmensch, der eben noch mit seinem Reichtum protzte und trotzte, nun anfangen in einer Welt, wo seine Checks auf einmal zu wertloser Makulatur herabgesunken sind und das bißchen Kleingeld in seiner Tasche seinen ganzen „Wert" repräsentiert? Und wer kann den Umfang eines solchen finanziellen Krachs ermessen? Ein eisiges Frösteln verbreitet sich durch das ganze Gemeinwesen. Das Geschäft kommt ins Stocken. Fabriken schließen. Eine Panik ergreift die Leute. Man fängt an zu sparen — zu knausern. Alle werden in Mitleidenschaft gezogen. Mögen wir den Kopf auch noch so hoch tragen in den Wolken, wir kommen doch ins Schwanken, wenn das Fundament unter unseren Füßen weicht; — und das Geld gehört mit zu den Funda-

menten unseres modernen Lebens. Wenn einer sich plötzlich eine Kugel durch den Kopf jagt, dann ist immer die erste Frage: „Hat er finanzielle Schwierigkeiten gehabt?" „Geld regiert die Welt!" sagt das Sprichwort, und wohl niemals in dem Maße, wie gerade in unserer Zeit. Geld hat den gegenwärtigen Weltkrieg verursacht. Geld kontrolliert unsere Presse. Geld bestimmt den Gang der Politik. Geld beeinflußt die öffentliche Meinung. Geld ist alles!

Und doch nicht. Man spricht vom „allmächtigen Dollar"; — und doch, wie ohnmächtig ist der Dollar, genau betrachtet. Mit Geld kann man nicht alles kaufen. Des Lebens niedrigste Güter sind für Geld zu haben, nicht aber seine höchsten. Es kann den Gourmand befriedigen. Es kann den äußeren Luxus verschaffen. Auch Samt und Seide. Auch fein gepolsterte Automobile. Es kann Ehrentitel, Bücklinge, Komplimente kaufen; — aber aus den Millionen von Wall Street kann man auch nicht ein einziges Tröpflein Mutterliebe destillieren, keine hohen, großen Gedanken, kein geistliches Gefühl. Die eigentliche Seele des Menschen wird vom Gelde nicht bereichert. Im Gegenteil. Unter der Macht des Geldes schrumpft das Menschenherz nur zu leicht zusammen. Geld ist die Wurzel von Neid, Geiz, Selbstsucht, Dieberei, Betrug, Haß, Lust, Mord — nicht daß es solches immer hervorbringt, aber es ist der fruchtbare Boden dafür. Geld ist ein gefährliches Ding. Unzählige sind dem Zauber vom roten Golde schon erlegen. Das sehen wir in drastischer Weise beim gegenwärtigen Völkerkriege. Geldgier und nichts weiter liegt diesem furchtbaren Kriege zu Grunde. Geldgier hat den Sinn für Ehrlichkeit und Gerechtigkeit und Wahrheit zerstört und Selbstsucht und Heuchelei und Gewalttätigkeit zur Herrschaft verholfen. Der Mammonismus tötet gänzlich das Gewissen. Deutschlands Feind ist nicht dieses und jenes Volk, sondern ein Ring von völlig seelenlosen, herzlosen, heillosen Geschäftsjobbern, welche die Unterjochung der ganzen Menschheit unter den einen Mammon beschlossen haben. Deutschland, das noch nicht heruntergesunken ist zu einem herzlosen, gewissenlosen Jobber, dessen Seele noch nicht degeneriert ist zu einer Krämerseele — Deutschland stand dieser Geldkombination im Wege, diesem Teufelsgezücht gegenüber steht Deutschland als Gottes Streiter: Siegfried wider den Wurm. Wir gelangen erst auf die eigentliche strahlend hell beleuchtete Höhe des gegenwärtigen Waffengefildes unseres deutschen Volkes, wenn wir uns nicht blenden und beirren lassen durch den politischen Wirrwarr,

der nur zu leicht wie eine Wolke das eigentliche Bild umschleiert, sondern den gegenwärtigen Weltkampf als das erblicken, was er eigentlich ist: ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der Niedertracht des Mammonismus und dem Gewissen der Edelgesinnten. Deutschland kämpft für Wahrheit, Gerechtigkeit, Menschenwürde, Anstand, Freiheit. Deutschland kämpft gegen innere Knechtung; und die feindliche Kombination hat es nicht so sehr abgesehen auf Deutschlands Kehle, sondern Deutschlands Seele. Wie am Anfang der Menschengeschichte der gerechte Abel von seinem ungerechten Bruder Kain erschlagen wurde, so ist der Gerechte noch immer verfolgt worden. Möge die deutsche Seele triumphierend aus dem Kampfe hervorgehen — der edle deutsche Genius!

Der gegenwärtige Krieg gewinnt für uns erst dann eine heilige Bedeutung, wenn wir erkennen lernen, welche Mächte der Hölle daran interessiert sind und wie es sich dabei handelt entweder um den Sieg des Edlen oder der Niedertracht; und doppelt bedeutsam wird uns dieser Kulturkampf, wenn wir uns erinnern, daß genau der gleiche Dämon der Niedertracht, der die anderen Völker unterjocht hat, auch in Deutschland emsig an der Arbeit gewesen; noch zehn Jahre später, und Gott hätte vielleicht auf Erden keinen Streiter mehr gefunden. Ein böser, fremder Geist war über Deutschland gekommen. Die Hochschätzung des Geldes, die Verspottung aller idealen Regungen, die wachsende Macht des undeutschen Teiles der Presse, der Niedergang des religiösen und sittlichen Lebens — das bedeutete eine schiefe Ebene, auf die das Volk geraten, einen drohenden Abgrund. Vielleicht wird gerade dieser Krieg die Wiedergeburt der deutschen Volksseele bedeuten, Deutschlands Errettung aus tödlicher Gefahr. Das Sprichwort sagt: „Nichts kann der Mensch so schlecht ertragen, als eine Reihe von guten Tagen." Deutschland hat eine stattliche Reihe von guten Tagen gehabt. Es hatte Geld und alles, was Geld kaufen kann, im Ueberfluß; und doch war es innerlich so arm geworden. Früher, vor einigen Menschenaltern, war es arm, o so arm — an Geld. Aber bei aller Geldarmut, wie reich war es in geistiger Beziehung. Nachdem es geldreich geworden, hat es aufgehört zu singen und zu dichten. Es baute Hüttenwerke und Fabriken und widmete sich großen finanziellen Unternehmungen; aber was ist geworden aus seiner Poesie und Melodie — wo ist Bach und Beethoven und Mozart und Händel? — was ist geworden aus seinem religiösen Leben? Wie unheimlich still und öde ist es in all diesen Stücken geworden, dagegen wie üppig blühte die Eitel-

keit, Blasiertheit, Selbstsucht und Selbsterhebung. Persönlichkeiten schätzte man nach ihrem Gelde und nach der Pferdekraftzahl ihrer Autos — kurz die „Kultur der Niedertracht" war schon im Anzuge. Nun aber kam auf einmal eine Erweckung über unser Volk, so groß, so herrlich, daß sie eine neue Zeit verkündet, ein goldenes Zeitalter, aber nicht in dem Sinne, daß die Volksseele geknechtet ist vom Gold und das goldene Kalb anbetet, sondern der Emanzipation von der groben Niedertracht des Mammons zu höheren, zu den höchsten Idealen, und ein Deutscher, der in dieser Zeit sich nicht vom Gewöhnlichen und Gemeinen erheben kann, erheben will, der schlüpfe nur wie eine Schnecke in sein fensterloses Gehäuse zurück und lasse sich begraben.

Was hat Deutschland in dieser Zeit gelernt in Bezug auf das Geld? Ich denke Zweierlei: die ungeheure Bedeutung seines Wertes für die Allgemeinheit und ein ungeheures Sinken seines Wertes für den einzelnen. Nie war das Geld wertvoller, als jetzt, wo das Vaterland es braucht — und Gott sei Dank, Deutschland hat das Geld, um seine Freiheit zu erkämpfen. Nie war eine Zeit, wo der einzelne die Nichtigkeit und Wertlosigkeit des Geldes so empfand und sich so leicht trennen kann von dem, das vorher sein Götze gewesen; — welch' eine Befreiung, welch' eine Erlösung!

Wie steht unser Amerika zum Gelde? Ist es innerlich frei von der Niedertracht des Mammonismus? Ich wollte, ich könnte mit einem freudigen Ja antworten, denn ich habe das Land meiner Geburt innig lieb. Aber mit Tränen muß ich bekennen: mein Land hat die Probe soweit schlecht bestanden. Während drüben Ströme von Blut fließen, scheint unser Volk nur darauf auszugehen, Geld, Geld, Geld zu verdienen: Geld, indem es Tag und Nacht arbeitet an der Fabrikation von Waffen und Munition; Geld, indem es den furchtbaren Krieg verlängert, um seine Profite zu ergattern; Geld, indem es eine Billion Kriegsanleihe gewährt, nur um sich den Handel und das Geschäft zu sichern. Unsere Interessen an diesem Kriege sind nicht moralische und humanitäre Interessen, sondern kommerzielle und finanzielle Interessen. O armes Amerika!

Pax vobiscum!

Friede sei mit euch!

Es ist wohl ein halb Himmelreich, wo Friede ist!" sagt Luther. Dies Himmelreich, oder auch nur einen Teil desselben, suchen wir vergeblich in der Welt außer uns. Die Welt hat keinen Frieden, und die Hoffnung auf einen ewigen Völkerfrieden, auf ungestörtes Völkerglück und dergleichen schöne Sachen mehr, sind nur eine Hoffnung von Kindern und Toren. Das menschliche Geschlecht müßte sich in seiner Allgemeinheit zu den höchsten sittlichen Idealen erheben, wo Leidenschaften nicht entscheiden, wo das Mein und Dein nicht mehr Konflikte herbeiführt, wo gleiche sittliche Prinzipien und politische Anschauungen gelten — und das ist vorderhand nicht zu erwarten; und wer es in sentimentaler Selbsttäuschung doch erwartet hat, muß durch die Ereignisse der neuesten Zeit gründlich belehrt und bekehrt worden sein. Es ist gut und heilsam, wenn wir uns vollends klar darüber werden, damit wir uns keinen trügerischen Illusionen hingeben. Das Leben ist aktuell, und nur wenn wir es aktuell nehmen, können wir es recht beurteilen und verstehen. Wie oft hat man schon im Laufe der Geschichte versucht, einen allgemeinen Weltfrieden herzustellen. Im ausgehenden Mittelalter hielt der damalige Kaiser einen glänzenden Reichstag zu Worms. Da wurde in der Ueberzeugung, daß es mit den Fehden nicht so weiter gehen könne, ein „ewiger Landfriede" beschlossen. Der Landfriede ging aber bald übers Land, und seine Ewigkeit war von kurzer Dauer. So ist es je und je gewesen, und so wird es wohl bleiben. Und selbst wenn die Völker, was dermalen kaum denkbar ist, dem heißen Wunsche „die Waffen nieder!" folgen würden — wäre da schon Friede auf Erden? Gewiß nicht. Die Verhältnisse in Europa hatten sich so zugespitzt und waren so unerträglich geworden, eine fortgesetzte Spannung und peinliche Ungewißheit überall, ein heimliches Flüstern und Spionieren, ein fortwährendes Intriguen- und Ränkespiel der Diplomaten, daß, als nun endlich der lang vorbereitete Krieg ausbrach, ein Gefühl der Erlösung durch unser Volk ging und allgemein geurteilt wurde: „lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende."

Alle Kriege sind nur äußere Ausbrüche eines innewohnenden Uebels — wenn die Eiterbeule zum Brechen kommt, dann erst darf man auf eine Heilung hoffen. Das ist eine Lektion, die viele von uns gegen unseren Willen haben lernen müssen. Wir wiegten uns in trügerischen Hoffnungen. Es erschien uns als ein Wahnsinn und Verbrechen, daß sich Europas Kulturvölker zerfleischen sollten. Wir glaubten an den Sieg der Vernunft und des Verantwortlichkeitsgefühls, an das Uebergewicht der Kulturgemeinschaft über alle feindlichen Spannungen. Wir sagten uns, daß der zwischen den einzelnen Völkern bestehende Welthandel, der materielle und geistige Güteraustausch naturgemäß den Frieden erhalten müsse. Es war aber eine „falsche Rechnung". Der gepriesene Welthandel führte erst recht zu Welthändel; die Kulturgemeinschaft führte zur Rivalität, Eifersucht und Feindschaft. Wer das vorher nicht glauben wollte, der studiere die Ereignisse der jüngsten Zeit. Das Wunderbare aber ist, daß als der Krieg nun wirklich über Deutschland losbrach, da fühlte sich das ganze Volk wie erlöst. Es konnte Deutschland nicht bedrücken, weil ein ungeheurer Druck von ihm wich, der Druck der bangen, quälenden Ungewißheit, an den unser Volk sich so gewöhnt hatte, daß es ihn nur unbewußt fühlte. Jetzt erst merkte man, wie unerträglich die Lage gewesen; umringt von verschworenen Gegnern, immer geschädigt und übervorteilt, aber um des lieben Friedens willen nachgebend, immer voll ehrlichen Willens, aber gemißbraucht und mit schnödem Undank belohnt. Jetzt kamen mit einem Schlage die wahren Gesinnungen der angrenzenden Völker an den Tag. Die diplomatische Komödie war zu Ende. Die falschen Freunde und Verräter hatten die Maske abgeworfen. Jetzt wußte Deutschland, woran es war und sprach: Nun helfe mir Gott und mein gutes Schwert!

Die Zeit ist noch fern, da alle Schwerter zu Pflugscharen umgeschmiedet und aus allen Kanonen Kirchenglocken gegossen werden; — gerade jetzt holt man die Glocken von den Kirchtürmen herunter und verwertet sie zu Kriegsmaterial. Ach Gott, es geht gar übel zu, in dieser Welt ist keine Ruh, kein Frieden; — nicht in der Welt. Und doch strebt und sehnt das Herz nach den Hütten des Friedens.

Es ist das tiefste Sehnen und Seufzen eines jeden Menschenherzens, das nach Frieden dürstet, wie der Hirsch nach frischem Wasser. Auch deine und meine Seele. Ein friedloses Herz ist ein freudloses, heilloses Herz. Du gehst nach arbeitsvoller Woche

des Sonntags in die stille Natur und suchst den Frieden. Gut. Aber da muß man schon Glück haben, wenn man heutzutage in der Nähe einer Großstadt wirklich Frieden in der Natur findet. Und wenn ja — ist Naturstille schon Seelenfrieden? Ist's nicht also, daß du gerade in der Stille und Einsamkeit der Natur das Pochen und Hämmern deines ruhelosen Herzens nur umso schmerzlicher wahrnimmst? Andere sagen: in der Kunst, in der Wissenschaft, im Reich des Schönen suche ich Frieden und Befriedigung — aber wie wenige gelangen zum Ziele. Gewöhnliche, seichte und oberflächliche Genußmenschen stürzen sich ins Meer der Vergnügungen. Aber fischen sie da die köstliche Perle des Friedens? Das berauschende Welt- und Gesellschaftsleben winkt mit Rosen und streut Dornen aufs Lager. Betäubung findet man — Betäubung ist aber noch keine Beruhigung, und vorübergehendes Vergessen ist noch kein innerer Friede. Und doch verzehrt sich das Herz in seiner unbefriedigten Sehnsucht nach Frieden.

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz, die Lust?
Süßer Friede, süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

So seufzte der Altmeister Goethe. Es wird erzählt, daß er diese Zeilen niedergeschrieben auf ein Papier, das auf seinem Tische lag. Er verließ darauf sein Zimmer, und als er wiederkam, fand er von der Hand einer christlichen Freundin unter dies Wort der schmerzlichen Klage den Vers aus dem Johannisevangelium:

„Meinen Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt; euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht!"

Die Welt kann keinen Frieden geben, denn sie hat keinen Frieden; — sie ist voll Unruhe, Streit und Brand, in ihr wogt fortwährend der Kampf auf und ab. Die Welt kann aber auch den Frieden nicht nehmen einem Herzen, das den obigen Spruch des großen Friedefürsten verstehen und beherzigen gelernt hat. Das Menschenherz findet keine Ruhe, bis daß es ruhet in Gott. Das ist ein Wort so hehr und heilig, daß man es weiter nicht begründen mag. Worte sind übrigens hier unzulänglich und ohne zwingende Beweiskraft. Der Friede Gottes geht über alle Vernunft. Die, die ihn beschreiben können, haben ihn nicht, und die ihn haben, können ihn nicht beschreiben.

Die zwingende Beweiskraft liegt in dem Erlebnis. Und die, die von einem solchen heiligen Erlebnis wissen, die haben Ankergrund gefunden, festen Halt und Frieden für das arme Herz, die falten dankbar die Hände und bekennen: Wir sind äußerlich wohl noch auf dornenvoller Straße, aber innerlich am Ziel. Wir hegen noch viele unerfüllte Wünsche, aber der Wunsch aller Wünsche ist uns erfüllt. Wir haben noch vieles zu tragen im Leben, aber der Stein, der obenauf lag, der die leichteste Bürde zentnerschwer macht, ohne den die schwerste Bürde federleicht, ist uns abgenommen. Wir haben Frieden im Herzen. Was sonst zu tragen, wird uns nicht matt machen! . . .

Das ist keine Einbildung, sondern ein starkes, unendlich großes Erlebnis, wie bei jenem sterbenden Soldaten (und er ist nicht der einzige!), den man frug, welchen letzten Liebesdienst man ihm erweisen könne; — er bat, daß man ihm den Schluß von Johannes, Kapitel 16, vorlesen möchte: „Solches habe ich geredet, auf daß ihr Frieden habt. In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden!“ Wer das erlebt, erfahren hat, der hat Frieden, tiefen, unzerstörbaren Frieden auch im wogenden Kampfgewühl, eine wunderbare Stille und Kraft im Sturm des Lebens und in Gefahr des Todes. Darf ich ein großes, scheinbar paradoxes Wort aussprechen? — wenn ich das deutsche Volk in dieser furchtbaren Prüfungszeit betrachte, die starken, heldenhaften, todesmutigen Kämpfer an beiden Fronten, die geduldigen und gefaßten Zurückgebliebenen daheim, „mit Gott!“ still und ergeben und stark und heldenhaft jedes Opfer bringend, dann wird mir das Herz weich und das Auge naß, und ich muß gestehen: mitten in diesem furchtbaren Kampf hat mein Volk mehr inneren Herzensfrieden als in den guten und gemächlichen Tagen des äußeren Friedens. Und ich weiß auch die Erklärung: das deutsche Volk hat etwas Großes erlebt — es hat seinen Gott erlebt, es hat sich aus des Tales Gründen, aus den Niederungen des prosaischen Alltagslebens emporgeschwungen. Ein Adler im kühnen Flug, mit mächtigem Flügelschlag, das Auge der Sonne zugewandt, ist im Frieden, während ein Wurm unruhevoll im Staub der Erde sich krümmt.

Habt ihr schon einmal den Regenbogen gesehen, wie er majestätisch schwebt über dem donnernden Niagarafall? Droben sammeln sich die Wasser und stürzen rasend und tobend in den Ab-

grund und aus dem kochenden Strudel spritzt der Gischt empor zum Himmel. Ringsumher scheint die Erde mit ihren Felsen zu beben vor lauter Bewegung; — aber über dem Abgrund und all' dem donnernden Getöse schwebt der siebenfarbige Regenbogen in feierlicher Ruhe, unberührt von all' dem Lärm und all' der Bewegung ringsumher. Dein Leben und mein Leben findet sein Bild in den unruhig dahinstürzenden Wassern, immer wechselnd, voller Lärm und Aufregung, voller Angst und Sorge; — aber über all dieser Unruhe und Bewegung soll der Friede Gottes, gleich einem leuchtenden Bogen, schweben, umso heller strahlend, wenn die Erschütterung am heftigsten, und umso ruhiger schwebend, wenn das Getöse am lautesten!

Betrachtung zu des Kaisers Geburtstag 1915

Es fällt des Kaisers Geburtstag diesmal in gewaltig ernste Zeit. Das empfindet niemand mehr als der Kaiser selbst. Es zeigt sich dieses schon äußerlich in seinem Bilde. Die letzten Bilder des Kaisers zeigen uns ein tiefernstes Antlitz. Wir wundern uns nicht. Wie mag es erst im Herzen dieses gemütvollen, gewissenhaften, friedliebenden Mannes aussehen? Er feiert diesmal seinen Geburtstag unter dem Donner der Geschütze an der Front. Unter allen heldenmütigen, selbstaufopfernden Kämpfern ist er der heldenmütigste und selbstaufopferndste. Von dem Krankenlager ist er wiederum hinausgeeilt ins Kriegslager, und im Hinblick auf seinen Geburtstag, sonst ein solch fröhliches Fest im ganzen Volk, hat er diesmal nur eine Bitte: „unterlasset die Festlichkeiten, unterdrückt alle lauten Huldigungsdemonstrationen, bringt keine Geschenke, dagegen betet für euren Kaiser, tut für ihn inbrünstige Fürbitte vor dem Throne des Allmächtigen." Und wenn jemals das deutsche Volk Ursache gehabt hat, nicht nur die Mahnung seines Kaisers, sondern auch die Mahnung des göttlichen Wortes zu Herzen zu nehmen, dann ist es in dieser gewaltig ernsten Zeit: „So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst tue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und alle Obrigkeit, auf daß wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit."

Das deutsche Volk kommt in diesem Jahre dieser Aufforderung nach. Not lehrt beten. Große Not lehrt inbrünstig beten. Das deutsche Volk kann noch beten, und was es in guten Jahren vielfach verlernt, das lernt es jetzt wieder. Es wird uns erzählt, daß Israel siegte, solange Moses seine Arme im Gebet zu Gott erhob; wenn er aber laß wurde, gewannen die Feinde des auserwählten Volkes. So steht der deutsche Kaiser jetzt da mit ausgestreckten Armen im Gebet. So steht das ganze deutsche Volk jetzt da mit ausgestreckten Armen im Gebet. So stehen wir, die wir sonst dem Gang des Krieges nur von ferne zuschauen und, so sehr wir es auch möchten, nicht in dem Kampf für das Vaterland uns aktiv beteiligen können — so helfen wir dem Heldenkaiser, dem ringenden, blutenden Heere mit zum Sieg. O deutsche

Landsleute, eins könnt ihr tun, eins sollt ihr tun, eins müßt ihr tun in dieser Zeit des furchtbaren Ringens: *betet ohne Unterlaß!*

Es sind dies denkwürdige Zeiten. Wir haben noch keine solche erlebt, und unsere Kinder und Kindeskinder werden noch davon erzählen. Schreiber dieser Betrachtung ist hier in Amerika geboren. In jedem anderen Jahre hätten wir gesagt: was geht uns hier in Amerika des deutschen Kaisers Geburtstag an. Dies Jahr ist's anders, aber ganz anders. Wir haben in dieser Zeit gewaltige Dinge durchlebt. Das Innerste unseres Denkens und Fühlens und Bewußtseins ist mit elementarer Gewalt zum Durchbruch gekommen, und dies ist *deutsch!* Wie könnte es auch anders sein? Als die Eltern von Deutschland herüberkamen in dieses Land und hier Bürger wurden, da hörte allerdings manches Alte auf: es hörte auf das deutsche Staatsbürgertum, es hörte auf die politische Untertanschaft, es hörte auf die Unterordnung unter deutsche Obrigkeit und Gesetz — alle diese Bande waren für die Eltern und mehr noch für ihr Kind gelöst. *Aber alle diese Bande sind doch schließlich nur äußere Bande.* Die Bande der Blutsverwandtschaft sind geblieben. Was sind wir anders als ein Kind deutscher Eltern, ein Sohn des deutschen Volkes? Es ist doch deutsches Blut, das in unseren Adern fließt, deutsches Gemüt, das sich im Innersten geltend macht, deutsches Empfinden und deutsche Art, die unserem ganzen Wesen anhaften, und in Bezug auf diese Stücke gilt auch, was Israel, getrennt vom heiligen Vaterlande, gesungen: „Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen!" Das alles wußten wir zwar vorher und haben es manchesmal akademisch ausgesprochen; aber so recht eigentlich und tief und überwältigend ist uns das doch erst zum Bewußtsein gekommen in dieser Zeit, wo das Deutschtum bedroht ist, wie ein Baum, an den man die Axt legt, und da wimmert und jammert und bittet und fleht unser innerstes Herz, wenn auch zuweilen in englischer Sprache:

Woodman, spare that tree,
Touch not a single bough,
In youth it sheltered me,
And I'll protect it now!

Als der deutsche Kaiser sein fünfundzwanzigjähriges Kaiserjubiläum feierte, da berührte es uns weniger. Wir bewunderten den Kaiser als einen großen, wir liebten ihn als einen guten

Mann; aber sein Kaisertum weckte in uns keine aufflammende Begeisterung. Bei der Geburtstagsfeier dies Jahr ist es anders. Er steht da als der Repräsentant und Verteidiger des Deutschtums in aller Welt. Er steht da auch als unser Repräsentant. Wenn er fallen sollte, then you and I and all of us will fall! unsere Stellung, unser Ansehen, unsere Volksehre ist dahin, auch hier in Amerika. Das fühlen wir. Darum ist der deutsche Kaiser jetzt unser Kaiser — mein Kaiser, dein Kaiser, nicht in politischer Beziehung, sondern in Volksbeziehung: der Mann, den Gott dem deutschen Volke gegeben zur Zeit der größten Volksgefahr; der Mann, den Gott erhalten möge, wie eine Säule, die unser Volkstum in gegenwärtiger Zeit trägt. Darum feiern auch wir, wie nie zuvor, Kaisersgeburtstag mit persönlichem, innigem Anteil, mit inbrünstiger Fürbitte und Gebet.

Kaisers Geburtstag. Ja, wir werden ihn in diesem Jahre feiern in besonderer Weise und mit besonderen Gefühlen. Ein Psalmwort sagt: „Das Land zittert, und alle die darinnen wohnen, aber ich halte seine Säulen fest." Das Land ist gegenwärtig Deutschland sowohl in Bezug auf die zitternde Angst sowie auch (wir wollen es zuversichtlich glauben!) in Bezug auf die göttliche Versicherung: „ich halte seine Säulen fest!" Je fühlbarer unter den vulkanischen Erschütterungen dieses furchtbaren Krieges dies Zittern durch unser Volk in der Heimat und in der Fremde geht, desto mehr bedarf es des Gebets: Herr Gott, halte Du seine Säulen fest! Auf zwei granitnen Säulen ruht der Bau des deutschen Volkes. Mit göttlicher Meisterschaft sind sie uns gezeichnet und vor Augen geführt in dem monumentalen Doppelwort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!"

Deutsches Volk, um deiner selbst willen, daß du nicht zum tiefen Fall kommest, um Gottes willen, der dich mit tausend Seilen deiner Geschichte zu sich gezogen hat aus lauter Güte, um deiner Kinder und Kindeskinder willen, daß sie dich einst nicht verklagen: Gib Gott, was Gottes ist!

Gott Lob, das deutsche Volk hat in dieser ernsten Stunde einen Kaiser, der von ganzem Herzen Gott gibt, was Gottes ist. Weiset die Zinsmünze — wie lautet die Umschrift um des Kaisers Bild: „Gott mit uns!" Und wenn wir des Kaisers Geburtstag feiern, lasset uns zu dem Gebet für ihn uns vereinen: „Gott mit dir!" Herr, halte fest die Säulen unseres deutschen Vaterlandes!

„Ich werde nicht sterben, sondern leben, und des Herrn Werk verkündigen!“

Zum Geburtstag des deutschen Kaisers 1916.

Als beim Ausbruch des Krieges der deutsche Kaiser vom Balkon seines Schlosses unvergeßliche Worte zu der lauschenden Volksmenge gesprochen, sagte einer der Heimkehrenden: „Ein solcher Kaiser ist ein halber Sieg!“ Das war ein prophetisches Wort, zu einer Zeit, da auch die Klügsten und Weitestsehenden es nicht wagten, die Zukunft vorauszusagen; — und doch, es war nur die halbe Wahrheit. Wir hoffen jetzt zuversichtlich, daß die große Stunde bald schlägt, wo alle Welt erfahren wird: „Ein solcher Kaiser mit einem solchen todesmutigen Heere und mit einem solchen einigen, opferfreudigen Volke ist ein ganzer Sieg, ein glorreicher Sieg, auch über eine Welt von Feinden! Es ist freilich anders gekommen, als der Kaiser es wollte. Er wollte den Frieden und hat auch unter den schwierigsten Umständen hartnäckig ihn bewahrt — auch in hochkritischen Zeiten, da ein ferneres Abwarten für Deutschlands Ehrgefühl schier unerträglich wurde: er war's, der Kaiser, der immer wieder den Frieden durchsetzte. Als aber zuletzt der Krieg ihm aufgezwungen wurde, da erst zog er heldenmütig das Schwert und, einmal gezogen, wird er es nicht wieder in die Scheide stecken, bis daß er den Frieden zur Wahrheit gemacht und alle Welt bekennen muß: der deutsche Kaiser ist dennoch ein ganzer Friedenskaiser!

Gott sei Dank, daß das deutsche Volk in dieser furchtbar ernsten Zeit einen solchen Kaiser hat. Jedes andere Volk könnte Deutschland um einen solchen Herrscher beneiden, und, das wissen wir: verschiedene kopflose, ratlose, hilflose europäische Völker könnten namhaft gemacht werden, die gerade jetzt das deutsche Volk um einen solchen Kaiser beneiden. Der deutsche Kaiser hat einmal die europäischen Völker vor der „gelben Gefahr“ vom Osten her gewarnt — für ihn kam sie vom Westen her: der gelbe Neid, der unaufhörlich hinüberschielte nach Deutschland, das unter seinem Kaiser so wunderbar prosperierte. Wo Neid im Herzen wohnt, da kommt's früher oder später zum Krieg; man hätte freilich, o so gerne, früher losgeschlagen, aber England ist

politisch klug und wagte nicht anzugreifen, ehe es mit seinen Zurüstungen fertig war und diese Zurüstungen bestanden darin, die ganze Welt gegen Deutschland mobil zu machen: darum hat England jahrzehntelang vorher keine Lüge, keinen Betrug, keinen Verrat gescheut, um die öffentliche Meinung gegen den "Keser" und Deutschland zu vergiften, hat jeder deutschfeindlichen Strömung hinter den Kulissen seine Unterstützung geliehen, und nach all diesen heimlichen Vorbereitungen suchte es zuletzt noch die häßliche Fratze des Neides mit der Maske der Heiligkeit zu verdecken, indem es einen honetten, rechtschaffenen und plausiblen casus belli erfand: „Belgien" wurde der Vorwand zum Balgen; — aber Belgien und Balgen reimt sich nicht und wird sich nimmermehr reimen. Wohl aber reimt sich Balgen und Galgen; — zum Galgen mit solcher Schurkerei! Das ist das perfide und infame England. Man verzeihe die Fremdwörter, aber die deutsche Sprache bietet uns keinen entsprechenden Ausdruck. So führte der gelbe Neid den Krieg herbei, der England all die fetten Märkte zurückgeben sollte, die ein intelligenter, fleißiger Bruderstamm unter der weisen, zielbewußten Regierung des deutschen Kaisers erobert hatte.

Ein Menschenherz kann in dieser Welt viel verlieren: einen größeren und schmerzlicheren Verlust gibt es aber nicht, als wenn es seinen Glauben verlieren muß. Und eben das ist dem Kaiserherzen widerfahren. Nach den bitteren Erfahrungen, die er gemacht, mußte er seinen Glauben verlieren: nicht seinen Glauben an Gott — Menschenfalschheit hat ihn vielmehr mächtig hingetrieben zu dem alten Gott, bei dem kein Wechsel ist zwischen Licht und Finsternis und der ewig Treue hält; — wohl aber seinen Glauben an „die Fürsten dieser Welt", seine Freunde und Vettern. Nie hat einer, so wie er, auf Treu und Glauben gebaut, auf Treu und Glauben gehandelt; nie ist einer auf Treu und Glauben so schändlich betrogen worden. Das hat seinem Herzen die Lebenswunde geschlagen. Wilhelm II. hat in seiner ganzen Tiefe das erfahren, was vor ihm ein preußischer König gesagt: „Die Wege der Könige sind tränenreich und tränenwert"; hat erfahren, daß einem Menschen auch in der Umhüllung des Kaisermantels die Seele im Leibe frieren kann; — aber er hat auch erfahren, daß sein eigenes Volk jetzt sich wie ein Mann um ihn schart und mit grenzenloser Liebe und Begeisterung zu ihm hält. Während die ganze Welt Deutschland um seinen edlen, großen Kaiser beneidete, wurde (das wollen wir nicht vergessen)

im eigenen Vaterlande oft ungerecht über ihn geurteilt. Man verdachte ihm seine hartnäckige Friedensliebe, daß er bei so vielen Herausforderungen und Demütigungen das Schwert nicht aus der Scheide ziehen wollte. Man nannte ihn den „Friedenskaiser"; aber es lag ein Vorwurf und ein Tadel in dem Namen. Und wie steht er jetzt da, glänzend gerechtfertigt vor aller Welt, und was das eigene Volk anlangt, so kann man wohl sagen, noch nie hat das deutsche Volk, von den Alpen bis zur Nordsee, so einmütig bewundernd erkannt, daß der rechte Steuermann auf dem Reichsschiffe steht, als wie in dieser Zeit, und durch alle Herzen geht der Ruf: „Gott sei Dank für unseren Kaiser!"

Auch wir stimmen mit ein in diesen begeisterten Ruf, — wir Deutsche hier im Auslande. Man braucht uns nicht erst zu sagen, daß wir in politischer Beziehung nichts mit dem Kaiser zu tun haben; das wissen wir und sind mit ganzem Herzen Bürger dieses Landes; aber in völkischer Beziehung verehren und lieben wir den Kaiser. Das Wort „völkisch" wurde bis vor kurzem gern ironisch in Anführungszeichen geschlossen. Es kommt jetzt erst zu seinem Recht — es hat seine Berechtigung. „Völkisch" ist nicht dasselbe wie „national". „National" hat eine politische Bedeutung und grenzt nach außen hin ab; „völkisch" geht nach innen und bezeichnet das Bekenntnis der Seele zu ihrem Volk. Wenn nicht alles täuscht, wird die Betonung des Völkischen nach dem Kriege größere Bedeutung gewinnen. Vor unseren Augen dämmert im Morgenrot der Zukunft eine neue, große Zeit, in der alles, was recht und edel ist am deutschen Wesen, zur freier Entfaltung kommen wird, auch hier in der neuen Welt. Die Kulturaufgabe der Deutschen im Auslande ist eine völkische, und wir alle, die wir unser Volk lieb haben, danken Gott in der gegenwärtigen Zeit für den großen, edlen und erfolgreichen Schützer des deutschen Volkstums — danken Gott für den deutschen Kaiser!

Der deutsche Kaiser feiert in diesen Tagen seinen Geburtstag — an der Front. Er mit seinen sechs Söhnen steht vornean im heldenmütigen Kampf für das Vaterland. Vielleicht, daß irgend einer noch einfältig genug ist, zu fragen: „Wie stimmt das aber mit den Nachrichten, die wir in den letzten Wochen in den Zeitungen gelesen: Der Kaiser sei totkrank, der Kronprinz sei (wieder einmal) erschossen u. dgl.? Ist es denkbar, daß ein intelligenter, urteilsfähiger Mensch noch so einfältig fragen kann? Ist es

nicht offenkundig, daß diese letzte Legende vom Kaiser, so wie all die unzähligen anderen, tendenziöse und sensationelle Lügen sind, darauf berechnet, einfältigen Leuten Sand in die Augen zu streuen? Es ist das ein Insult für die Intelligenz unseres Volkes, und wenn wir nicht im Waisenhause, sondern im Weißen Hause wohnten, dann würden wir eine geharnischte Note nach England schicken, uns künftighin mit solchen Lügennachrichten zu verschonen. Die Lüge ist ein Gift, so gut wie Opium — und England scheint das Monopol von beiden zu besitzen, ersteres zu politischen und letzteres zu geschäftlichen Zwecken auszunützen. Was den deutschen Kaiser anlangt, so steht der unter des Allmächtigen Schutz und (Gott sei dafür gepriesen!) lebt nicht von Englands Gnaden — sondern von Gottes Gnaden! Gott hat ihn zu großen Dingen berufen, und in der Kraft Gottes schreitet er majestätisch auf seiner Heldenlaufbahn weiter mit dem Bekenntnis: „Ich werde nicht sterben, sondern leben, und des Herrn Werk verkündigen!"

Der Pflug kein Fluch!

Der Pflug geht allem anderen voran. Beim Pflügen heißt es den oft harten Boden zu brechen, tief einzudringen in den Grund; — es heißt gründlich zu Werke zu gehen. — Kein Feld ist wohl so schwer zu bearbeiten, als wie das des modernen Heidentums, und wer in diese Arbeit erfolgreich eintreten will, der darf zunächst gar nicht denken an die Erntesichel, kaum an den Samen, sondern vorderhand nur an den Pflug. Es geschieht freilich viel oberflächliche, unvernünftige Arbeit auf diesem Gebiete; Arbeit, die den Pflug als plumpes, altmodisches, wenn nicht barbarisches Gerät verachtet, und mit vollen Händen gleich am Anfang schon den Samen ausstreut, noch ehe der Acker bestellt ist; — gleich am Anfang unter „Hallelujahgeschrei" die Starken zur Beute machen will. Das ist Spielen, und nicht Arbeiten, und jeder vernünftige Ackersmann muß beim Anblick solchen Unternehmens mitleidig lächeln. — „Wer seine Hand an den Pflug legt und schaut zurück, der ist mein nicht wert." Beim Pflügen fallen alle Rücksichten weg. Da gilt es: „vergessen, was dahinten ist, und sich ausstrecken nach dem, das vorne ist," mit der Losung: nunquam retrorsum! mag kommen, was da will, vorwärts, vorwärts! — Der Pflug macht das brache Feld urbar. So ist der Pflug der Vorläufer aller Kultur, alles Fortschrittes, aller Zivilisation. „Machet euch die Erde untertan!" Nur der macht sich die Erde untertan, der sie unter den Pflug bringt. Die christliche Kirche soll den brachen Acker der Welt bestellen. Das ist notwendigerweise zunächst Pflugarbeit. Diese Pflugarbeit ist noch lange nicht beendet. Ungeheure Gebiete liegen noch brach, und zwar nicht nur in Heidenländern, sondern in sogenannten „Kulturvölkern". Es gibt einzelne, blühende Kolonien mit einem unabsehbaren, brachen, verwilderten Hinterland. Diese Kolonien sollten die strategischen Mittelpunkte sein, von denen aus die Kultur sich nach allen Seiten hin erstreckte. Wir fragen, ist nicht drohende Gefahr vorhanden, daß gerade das Gegenteil geschehe? daß das moderne Heidentum, anstatt vom Christentum überwunden zu werden, vielmehr das Christentum überwinde; daß das Hinterland (man denke in gegenwärtiger Zeit an die halbasiatischen

russischen Horden, an die schlitzäugigen Japaner, die das christliche Deutschland bekämpfen) allerdings seine Grenzen verschiebe; aber nicht weiter zurück, sondern weiter voran, weiter hinein in das Gebiet, das wir meinten sicher erobert zu haben. — Der Pflug ist der größte Eroberer der Welt. Wo das Christentum noch hingedrungen ist, da ist ihm der Pflug vorausgegangen, der Pflug, der den harten, steinigten Boden aufgerissen, alte Irrtümer und Gewohnheiten über den Haufen geworfen, der in die Tiefe des verwilderten Ackers eingedrungen, und zwar so, daß er das, was die harte Oberfläche bildete, durchbrochen und in die Tiefe begraben, dagegen das, was tief verborgen war, zur Oberfläche gebracht, um es dem belebenden Licht der Sonne, dem fruchtbar machenden Regen zugänglich zu machen. Das kann nur durch den Pflug geschehen. Das bedeutet Umwälzung, Revolution, Umkehrung — Bekehrung. Bekehrung ist eine innere Revolution, bei der das Oberste zu unterst und das Unterste zu oberst gekehrt wird. Es bedeutet in geistlicher Anwendung den Zustand des gepflügten Ackers.

Wie vieles von dem Angeführten findet seine eklatante Anwendung in der gegenwärtigen Zeit! Der Krieg ist so recht ein Pflug (nicht ein Fluch, wie viele meinen) in der Hand des allmächtigen Gottes. Damit kehrt er das Unterste zu oberst. Der Pflug geht durch, er reißt auch den härtesten Boden auf. Wir wollen unseren Herrgott pflügen lassen und schweigend sein Werk an unserem Volke und durch unser Volk an andern Völkern zu Herzen nehmen. Jetzt wird viel ausgestreuter Same, der so lange, lange Zeit keimlos auf der harten Oberfläche liegen geblieben, untergepflügt und in den gebrochenen Schollen aufgerissener Herzen aufgehen. Der deutsche Acker, wenigstens im alten Vaterlande (ach, daß wir auch hier etwas davon merken würden!), ist von Gottes Pflugschar durchfurcht. Jetzt kann es fruchtbares Wachstum geben. Gott ruft das deutsche Volk auf und schickt es in das Feuer der Trübsal, in eine unabsehbare Prüfung voller Schrecken und Qualen, namenlosen Leidens und Elends.

Und das deutsche Volk stürzt sich jauchzend hinein! Ja, das ist das Merkwürdige: als der Krieg ausbrach, da fühlte sich das deutsche Volk in der alten Heimat wie erlöst. Kein Wort der Klage, kein Jammern und Seufzen hörten wir von drüben herüber, sondern hellen Jubel.

Das deutsche Volk ahnt, daß ihm innerlich und äußerlich, und wenn nicht äußerlich, so doch innerlich (und das ist das Wichtigste!) die Erlösungsstunde geschlagen, daß der Herr sein Volk heimgesucht. Jawohl, im Kriege und durch den Krieg redet Gott zum deutschen Volke und nimmt es ins Gebet, und seine Worte dringen alle in Tiefen, die seit langer Zeit sich jetzt zum ersten Male wiederkundtun. Das deutsche Volk steht auf einmal in einem ungeheuren Erleben, findet sich selbst, findet seinen Gott wieder, kommt zum Bewußtsein, fängt an sich zu behaupten. Nicht auf intellektuellem Wege, nicht durch Erweckungspredigten ist dies herbeigeführt; nein, „das ist vom Herrn geschehen, und ein Wunder von unseren Augen." Der Krieg, der unabsehbar fürchterliche Krieg, hat den deutschen Acker wie eine Pflugschar durchfurcht, die harte Oberfläche durchrissen, und das auf einmal wieder ans Licht gebracht, was tief in der deutschen Volksseele schlummerte. Das ist der Segen des Pfluges! Und es will uns scheinen, als wollte unser Herrgott unser deutsches Volk, nachdem er dasselbe mächtig aufgeschreckt und aufgeweckt, zum Pflug gebrauchen für andere Völker.

Soviel ist uns gewiß, daß dieser Weltkrieg nicht zufällig entstanden ist, sondern in der Hand Gottes ein Pflug ist, um für die Saat seines Reiches den Acker zu bestellen. Was dieser Krieg auch für Opfer kosten mag, sie werden nicht vergeblich sein, sondern werden die Lösung von mancherlei Problemen des Menschen und der Menschheit bringen. Wir leben in einer Zeit der Reife. Es wird aller Welt zum Bewußtsein kommen, daß es in der bisherigen Weise nicht weiter geht, daß Lügen und Intrigue nicht weiter ihr teuflisches Werk treiben dürfen; daß in der Gemeinschaft der Völker eine andere Basis gefunden werden muß, als die rücksichtsloseste nationale Selbstsucht, als der ewige diplomatische Krieg miteinander, wobei List und Trug und Heuchelei die Hauptrolle spielen. Es wird allen zum Bewußtsein kommen, daß sittliche Grundlagen des Rechtes und der Gerechtigkeit nötig sind im großen Völkerleben. Darauf wollen wir hoffen, darauf vertrauen, darum bitten, und mit dieser Hoffnung und in diesem Glauben der Zukunft siegessicher entgegengehen.

Und wenn unser Meister von der Unwürdigkeit dessen spricht, der seine Hand an den Pflug legt und zögernd zurückschaut, so dürfen wir gewiß sein, daß Gott der Herr, nachdem Er einmal

die Hand an den Pflug gelegt, nicht nach Menschenart zurückschauen und zögern wird — er geht mit seinem Pfluge unaufhaltsam durch auf dem Völkeracker der Welt; durch, bis daß er sein Ziel erreicht hat; durch, mag es kosten was es will! — durch, wenn auch stolze Zitadellen fallen, prächtige Kathedralen zertrümmert, hochberühmte Denkmäler der „Kultur" in Asche gelegt werden. Der Allmächtige hat sich aufgemacht und mächtig, prächtig wandelt Er seine Bahn, mögen Königreiche stürzen und die ganze Welt erbeben, mögen Tausende fallen zu seiner Rechten und Zehntausende zu seiner Linken: Er geht durch! „Was Er ihm vorgenommen, und was Er haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel!" Sagt doch die Schrift: „Er ist der rechte Kriegsmann!" Kriegszeit ist heilige Zeit. Gott sucht sein Volk heim. Was sagt doch der Heiland von der letzten Zeit? — „Ein Volk wird sich erheben wider das andere", und was fügt er bedeutungsvoll hinzu? — „Wenn dieses anfängt zu geschehen, so sehet auf und erhebet eure Häupter"; denn Gott will sein Volk heimsuchen.

Das Kreuzmysterium

Das Kreuz. Wir sind alle von Natur kreuzesscheu und kreuzflüchtig. Und doch, bei aller Scheu, geht das Kreuz nicht an uns vorbei. Wir mögen vor ihm fliehen, wir können ihm aber nicht entfliehen. Die Passionszeit ist wieder gekommen und stellt das Kreuzmysterium wieder vor unsere Augen. Wir Prediger sollen wiederum das Wort vom Kreuze predigen, die Gemeinden werden sich wieder unter dem Kreuze sammeln. Ich weiß nicht, wie es anderen Amtsbrüdern geht; aber ich, für meine Person, muß bekennen, daß ich immer bange bin, wenn die Passionszeit ihren Anfang nimmt, und nur ungern zum Kreuze greife, um es meiner Gemeinde voranzutragen; — aber so nach und nach, je weiter es hineingeht in die Passionszeit, wird mir das Kreuz immer wichtiger, immer trostvoller, immer lieber, so daß, wenn die Passionszeit zu Ende geht, ich den einen Wunsch hege: ach, wäre es der Anfang und nicht schon das Ende! Wir glauben fast, daß es anderen auch so geht, denn wir sind alle von Natur dem Kreuze abgeneigt und lernen es nur durch innigen Umgang kennen, schätzen und lieben.

Zu der kirchlichen Passionszeit kommt diesmal noch die große Passionszeit des schrecklichsten aller bisherigen Kriege. Gott schickt unser Volk ins Feuer der Trübsal, in eine unabsehbare Prüfung voller Schrecken und Qualen, namenlosen Leidens und Elends. Es ist Fastenzeit, und zwar hat sie lange vor Aschermittwoch angefangen und wird, wie eine dunkle, trübe Flut, sich jedenfalls lange hinaus über die gewöhnliche Fastenzeit dahinwälzen; — ach Herr, wie so lange! Ein großes Kreuz hat sich mit weit ausgestreckten Armen über unser ganzes deutsches Volk ausgebreitet.

Das deutsche Volk ist friedliebend. Es hat diesen Krieg nicht herbeigewünscht, es hat ihn vielmehr gemieden. Deutschland ist lange vorher und oft gereizt, geschmäht, gedemütigt worden. Denken wir nur an die Marokkokrisis — ganz nahe war's dran, daß deutsche Kanonen zu sprechen anfingen, aber der Kaiser, der vielgeschmähte, hat des Friedens halber die Demütigungen hingenommen. Denken wir an die Balkanwirren — kaum glaublich schien es, daß Deutschland sich, ohne zum

Schwert zu greifen, aus diesem Labyrinth herauswinden werde. Dann das entsetzliche Blutbad zu Serajewo, das Deutschlands einzigen Bundesgenossen betraf — und auch da hat der deutsche Kaiser schier kniefällig um Frieden gerungen — aber der Krieg war schon längst beschlossen und bis ins Einzelnste vorbereitet im geheimen Rat der listigen, lauernden Feinde. Der Krieg ist Deutschland aufgezwungen worden als ein ungewolltes, gefürchtetes, schweres Schicksal. Wir sagen „Schicksal". Unsere deutsche Sprache hat allerlei Fallgruben, Wörter, die recht verstanden, aber auch mißverstanden werden können. „Schicksal" ist ein solches Wort. Wir gebrauchen es nicht gerne, weder in unseren Predigten, noch auch in unseren Leitartikeln, weil es gewöhnlich eine leere Phrase ist im Munde derer, die den Namen des lebendigen Gottes nicht mehr aussprechen wollen. Und doch kann man das Wort recht verstehen im Sinne von Paul Gerhard: „Schickt er mir ein Kreuz zu tragen, dringt herein Angst und Pein, sollt' ich drum verzagen?" Ein besseres Wort für Schicksal ist das Wort „Kreuz". Gott schickt das Kreuz. Gott schickt auch diesen Krieg unserem Volke als ein heilsames Kreuz. Sein allmächtiges „Ich will!" und „Es werde!" ist deutlich zu vernehmen aus dem Brüllen der Geschütze, aus dem Stöhnen der Sterbenden, aus dem Klagen und Jammern der Leidtragenden. Verurteilt den Krieg und seine Erreger so viel ihr wollt; aber seht zu, daß ihr nicht Gott verurteilt, der dahinter steht. Er geht durch Blut und Feuer Wege des Heils und nicht des Unheils mit seinen Menschenkindern, mit uns Deutschen, ebenso wie mit Franzosen, Engländern und Russen. Das sollten vor allem die frommen Eiferer in unserem „neutralen" Amerika sich merken, die große Zahl der grenzenlos unverständigen und oberflächlichen Gaffer, die es dem deutschen Volke beinahe zum Vorwurf machen, daß es sich wehrt, und die unseren Hilferuf zu Gott, unser Angstgeschrei aus tiefer Not für Gotteslästerung erklären.

Man kann bei diesem Kriege nur bei der Außenseite, bei den grausigen, oft schaurigen Bildern von Schlachten und Blutvergießen, von Verwundeten und Massengräbern haften bleiben; gerade wie bei der Passionsgeschichte viele oberflächliche und sentimentale Leute nur Geißelhiebe, Dornenkrone, Kreuzesmarter, Todesqualen sehen, aber gänzlich den inneren Sinn und Segen dieser äußeren Marter vermissen. In gegenwärtiger Zeit heißt es das Wort beherzigen: „Seid stille und erkennet, daß ich Gott

bin." Wir sollen erleben, miterleben. Denn dieser Krieg ist eine Offenbarung Gottes. Wer tiefer blickt, steht staunend und ehrfurchtsvoll erschüttert unter dem Eindruck dieser Schöpfungstage. In die Tiefen des unsagbaren Leidens legt Gott den Grund einer neuen, besseren Menschheit und baut sein Reich auf: „Die Königsfahne tritt herfür, das Kreuzmysterium ist allhier!"

Man kann dem Kreuz nicht entrinnen. Man muß es ertragen. Das gilt sowohl von dem Kreuz, das Gott der Herr dem einzelnen, sowie einem ganzen Volke auferlegt. Es kommt nur darauf an, wie man sich dazu stellt — ob man es gezwungen und widerwillig auf sich nimmt, oder still und ergeben. Nur im letzteren Falle wird es uns heilsam sein und das ausrichten, wozu es Gott in seiner Liebe bestimmt hat. Zum Krieg gehört Blut. Blut bedeutet Opfer. Das führt uns schon tiefer hinein in die Bedeutung des gegenwärtigen Krieges. Das deutsche Volk blutet jetzt aus tausend Wunden. Es opfert sich selbst auf. Diese Selbstaufopferung des einzelnen für das Ganze ist etwas Großes und Heiliges. „Wer sein Leben verliert, wird es finden." „Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben läßt für seine Freunde." Hat es jemals bei irgend einem Volke ein erhabeneres Beispiel von Opfermut und Selbsthingabe gegeben? Sehen wir da nicht das Kreuz strahlen in seiner ganzen Glorie? Man denke nur, nachdem alle Militärpflichtigen mit Begeisterung für Gott und König und Vaterland in den Kampf hinausgezogen, meldeten sich noch zwei Millionen Freiwilliger! An fünfzig tausend heldenmütige Kämpfer tragen bereits das Eiserne Kreuz als Schmuck auf ihrer Brust. Der einzelne gilt nichts in seinen Augen, das Volk gilt alles. Der Name Vater, Mutter, Weib, Kind, Braut, Bräutigam ist umgewandelt in den Namen — Vaterland. Solche Tugenden, wie Glaube an die gerechte Sache, Liebe für andere, Selbstaufopferung, Treue bis in den Tod, sind Tugenden, die uns das Kreuz Christi lehrt. Der Baum, der solche Früchte trägt, ist kein schlechter Baum. Der Herr Christus hat unter Deutschlands Söhnen noch immer Nachfolger. Sein selbstlosmutiger Kreuzesweg ist im alten Vaterlande nicht vereinsamt. Diese Fülle des Kreuzesmutes, der opferfroh die Tiefen der Selbstverleugnung durchschreitet, verheißt unserem Volke Aufstieg zu heiligen Lebenshöhen. Einem Volke, das in der Stunde der größten Not so stark und gläubig und todesfreudig dasteht, gebührt als höchstes

Ehrenzeichen das Eiserne Kreuz. Wie Christus, so erreicht auch der Mensch sein Höchstes, wenn er, statt das Leiden zu scheuen, willig und mutig den Kreuzesweg geht. Das Kreuz erlöst ihn von sich selbst und führt ihn über sich hinaus. Wir sind, was wir werden sollen, wenn wir nichts mehr für uns selbst sein wollen. Unsere höchste Bestimmung, und der Weg zu ihrer Verwirklichung, wird bezeichnet durch das — Kreuz! Gott gibt uns das Kreuz, und das Kreuz gibt uns Gott!

Unter dem Schatten Aegyptens

„Tempora mutantur et nos mutamur in illis" — die Zeiten ändern sich und wir verändern uns mit ihnen — so sagt schon vor Jahrtausenden ein alter Römer. Was würde er erst heute sagen in den Zeiten der Umwälzung auf allen Gebieten? Was er sagen würde? — ich glaube, er würde gar nichts sagen können vor lauter Verwunderung, höchstens die eine Frage würde er herausstottern: „Ist das dieselbe Welt, in der ich damals gelebt?" *Ja wirklich dieselbe Welt;— im Grund und Wesen dieselbe alte Welt!* Der Wechsel ist nur auf der Oberfläche; im Herzen der Dinge ist so ziemlich alles beim Alten geblieben. Die Grundgesetze des Lebens sind heute, wie zu der Patriarchen Zeiten. Dieselbe Sonne weckt uns am Morgen und leuchtet uns zu mühevollem Tagewerk, und wenn sie sich zum Niedergang neigt, singen wir wehmutsvoll das Abendlied:

Des Tags verworrenes Getümmel
Rauscht in der Ferne dumpf und sacht,
Ein anderes Reich geht auf am Himmel,
Das wunderbare Reich der Nacht.
Der du den Welten Trost beschieden,
Du großer Tröster allerwärts,
Ach hülle du in deinen Frieden
Auch ein gequältes Menschenherz!

Ach ja, das alte Lied vom „gequälten Menschenherzen!" — die alte Qual, die alte Sorge, die alte Sünde. Genau das, was die Menschen in grauer Vorzeit empfunden, dieselbe Freude, dieselben Schmerzen, dieselben Zweifel, dieselben Anfechtungen, empfinden wir auch heute, und viele der ältesten Dichter und Sänger sprechen dies wahrer und klarer aus als wie die Lyriker von heute. *Die Menschen wechseln ihre Kostüme, aber nicht ihren Charakter.* Wenn wir sagen: „*Die Geschichte wiederholt sich*", so gilt das nicht nur von einem zufälligen Zusammentreffen von Ereignissen, sondern tatsächlich wird damit die Wahrheit ausgesprochen: „*Es gibt nichts Neues unter der Sonne*": das Beste und das Schlechteste im Menschentum offenbart sich gleichmäßig zu allen Zeiten, und in allen Generationen schlägt das menschliche Herz zu der wechselnden Melodie von Lust und Schmerz, leidvoll, freudvoll, himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt, bald trotzig,

bald verzagt, bald groß und erhaben in seinem Heldenmut und Adel, bald klein und gemein in seiner Niedertracht und Torheit. Licht und Schatten sind ungefähr gleichmäßig verteilt, und während die einen es erwählen, auf Pfaden des Lichtes zu wandeln, gefallen sich die andern darin, auf dunklen Wegen dahinzuschleichen, sie lieben die Finsternis mehr, denn das Licht — auch die ägyptische Finsternis.

Was aber von einzelnen gilt, das gilt ebensosehr von ganzen Völkern. Der Unterschied zwischen den einzelnen und dem Volke ist nur ein quantitativer. Das Volk ist eine Zusammenfassung des einzelnen, und Volkscharakter wird von dem Einzelcharakter bestimmt. Was wir darum gesagt haben von dem einzelnen, das trifft auch zu, und zwar in frappanter Weise, bei ganzen Völkern: sie sind jetzt ungefähr, was sie immer waren. Um dies klar zu machen, laßt uns einen Vergleich anstellen aus alter und neuester Zeit. Das hochbegabte, einzigartige Volk der Juden war in alter Zeit ein bevorzugtes Volk, das „auserwählte Volk"; — es hatte einen religiösen und kulturellen Beruf unter allen andern Völkern der Welt, das war seine Ehre, sein Adel, seine Sendung. Anstatt nun dies e i n e ins Auge zu fassen und sich dieser hohen Aufgabe gänzlich zu widmen, hat es sich zuweilen vergessen und von imperialistischen Gelüsten sich verleiten lassen. Imperialismus ist zwar ein Fremdwort: aber die Sache, die damit bezeichnet wird, die Sucht nach Macht und Ruhm und Herrschaft auf politischem Gebiete, ist keinem Volke in alter und neuer Zeit gänzlich fremd gewesen. Ein moderner Staatsmann hat gesagt: „Die Politik macht kuriose Bettgenossen!" Und so wahr das heute ist, so wahr ist es schon vor 3000 Jahren gewesen. Um das assyrische Joch abzuschütteln, suchten die Juden zur Zeit des Königs Hiskias eine Allianz mit—A e g y p t e n! mit Aegypten, dem Land der Knechtschaft, aus dem Jehova das Volk durch Moses wunderbar errettet hatte! Man sollte meinen, daß eine solche Allianz undenkbar gewesen, weil gänzlich im Widerspruch mit der heiligen Geschichte und den ureigensten Traditionen des Volkes; — a b e r i n d e r P o l i t i k i s t a l l e s m ö g l i c h! Wohl wußten die Juden, daß Aegypten das Land war der Götzendiener und der Götzen; — aber es war auch das Land von Roß und Wagen und Reitern und reichen Geldkoffern; — menschliche Natur verabscheut nicht immer den Götzendiener, wenn er nur viel Geld hat, noch den Götzendienst, wenn es sich um den Mammon handelt. Nicht das Gewissen, sondern Utilität, nicht das Ideale, sondern das Reale,

entscheidet. Solche unheilige Allianzen führen aber sicher zum Verderben. Und dies Verderben verkündigt der Prophet Jehovas seinem Volke in furchtbar ernsten Worten: „Wehe den abtrünnigen Kindern", spricht der Herr, „die ohne mich ratschlagen und ohne meinen Geist Schutz suchen, zu häufen eine Sünde über die andere; die hinabziehen in Aegypten und fragen meinen Mund nicht, daß sie sich stärken mit der Macht Pharaos, und sich beschirmen unter dem Schatten Aegyptens . . . Siehe, es kommt die Zeit, da alles, was in deinem Hause ist, und was deine Väter gesammelt haben bis auf diesen Tag, wird gen Babel gebracht werden, daß nichts bleiben wird, spricht der Herr. Dazu werden sie deine Kinder, so von dir kommen werden und du zeugen wirst, nehmen, und müssen Kämmerer sein am Hofe des Königs Babel." Seit den Tagen des Königs Hiskias sind stolze Weltreiche entstanden und wieder verschwunden. Der Stern des Imperiums ist von dem Orient nach dem Okzident gezogen. Frühere Stätten der Weltmacht, der Industrie, der Bildung, liegen in Trümmern und haben jetzt nur eine archäologische Bedeutung. Aber das Herz des Okzidents ist heute genau dasselbe wie das des Orients in grauer Vorzeit.

Das Weltimperium in unserer Zeit ist Großbritannien. Hier haben sich alle imperialistischen Volksgelüste wie noch nie zuvor in der Geschichte realisiert; hier sind so ziemlich alle Reiche der Welt unter einem Szepter vereinigt, auch Aegypten (!) und Indien und Persien und Australien und Kanada und — unser Amerika? äußerlich noch nicht; obwohl wir innerlich im Geiste, im Denken und Gewissen bereits unterwürfig gemacht worden sind, — das andere findet sich schon und ist bereits prophezeit worden von solchen Propheten wie Carnegie und Eliot und Page und vielen anderen — es scheint jetzt Mode geworden zu sein, für England zu rasen. Großbritannien versteht es, die Völker sich unterwürfig zu machen, und was es nicht mit List erreicht, das erreicht es mit brutaler Gewalt, nach dem Grundsatz: „und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein!"

Augenblicklich steht es im Kampfe gegen Deutschland — gegen das friedliebende Deutschland, das, Gott sei Dank, noch nicht durch imperialistische Gelüste toll geworden ist, sondern in nüchterner, gewissenhafter Weise an seine kulturelle Sendung glaubt und seiner friedlichen Sendung gerecht zu werden sucht, anstatt in aller

Welt auf den Ländergrabsch auszugehen — es ist fleißig, es ist sparsam, es ist erfolgreich: sein Tisch steht gedeckt mit der Frucht seiner harten Arbeit. Aber England mochte es nicht leiden, daß die Deutschen satt wurden, während der Reichtum der ganzen Welt auf Englands Tische stand. Darum hat sich das „fromme" England vereinigt mit den atheistischen Franzosen, mit den halbasiatischen Russen, mit den gelben Japanern und den schwarzen Hottentotten — welch eine heilige Allianz! und zu dem Zweck, um gegen die „Hunnen" und „Barbaren" zu kämpfen, gegen den „Militarismus" — hat es wohl jemals in der ganzen Geschichte der Welt solche Heuchelei gegeben: das imperialistische England gegen den Militarismus Deutschlands! — „Imperialismus" — was bedeutet denn dies sechssilbige Wort? Es bedeutet ein Reich, das sich auf militärische Macht stützt und Kriegsruhm, Weltherrschaft und Erweiterung der Grenze erstrebt.

Noch nach einer anderen Seite hin hat der Vergleich des modernen englischen Volkes mit dem Judenvolk des Altertums seine Berechtigung. Die Engländer nennen sich gerne „Gottes neutestamentliches Israel", unter allen Völkern das eine „auserwählte" Volk, das berufen ist, die christliche Zivilisation in alle Welt hinauszutragen und alle Völker der Erde von ihren falschen Götzen hinweg zu dem einen lebendigen Gott zu führen. Man nenne das Anmaßung und pharisäischen Hochmut, nichtsdestoweniger ist es doch ein hohes Ideal — ein Imperialismus des Geistes; nur eines vergißt das englische Volk dabei, und das ist das Machtwort des Meisters: „Niemand kann zween Herren dienen — ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!" — Opium und Bibel, Religion und Politik, das Evangelium der Liebe und unerhörte Rechtsbrüche, Humanität und brutale Vergewaltigung und Aussaugung der Völker, die zehn Gebote und ruchlose Uebertretung aller Gebote, auch der des Völkerrechts, gehen nicht gut Hand in Hand, wo es sich darum handelt, Völkermission zu treiben. Das englische Volk, das selber in ägyptischer Finsternis lebt, sollte vor allen Dingen sich erst selbst bekehren, ehe es den Beruf hat, die leuchtende Fackel hinauszutragen zu anderen Völkern. Das stolze Albion, das von unserem amerikanischen Volke so abergläubisch vergöttert wird, ist schließlich doch, mit all seinen unheiligen Allianzen, im besten Falle nur ein schattiges Licht oder ein lichter Schatten; es wohnt unter dem „Schatten Aegyptens" und nicht unter dem Schatten des Allmächtigen!

Wird unser amerikanisches Volk zur Selbsterkenntnis kommen?

„Wenn Selbsterkenntnis der Weg zur Tugend ist, so ist die Tugend noch mehr der Weg zur Selbsterkenntnis" sagt der geniale Jean Paul Richter. In der Selbsterkenntnis liegen alle Tugenden für den einzelnen, sowie alle Heilmittel für die Menschheit. Ist dem so, dann kommt alles auf die Selbsterkenntnis an, sowohl für den einzelnen, wie für ein Volk. Es erübrigt nur noch die wichtige Frage: wie gelangt man zur rechten Selbsterkenntnis? Ich glaube, darauf gibt uns Schiller die treffendste Antwort, wenn er sagt:

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben,
Willst du die andern verstehn, so blick in dein eigenes Herz.

Um zur rechten Selbsterkenntnis zu gelangen, ist es nach diesem Worte zuerst gut und heilsam darauf zu achten, wie die anderen es treiben. Wie es das imperialistische Großbritannien treibt, wie dieses trotz aller Prätension auf Zivilisation doch „unter dem Schatten Aegyptens „wohnt," das haben wir in unserer letzten Betrachtung ausgeführt. Nach einer sorgfältigen Prüfung mußten wir zu dem Schluß kommen: das imperialistische und „fromme" Großbritannien steht keineswegs an der Spitze der Zivilisation, hat sich vielmehr als Feind aller Zivilisation erwiesen. Man sagt: „Die Extreme berühren sich" — im Falle Großbritanniens tritt das in eklatanter Weise vor Augen: das hochzivilisierte Großbritannien verbündet sich tatsächlich mit den Hunnen und Barbaren, mit den halbasiatischen Russen, mit den gelben Japanern und den schwarzen Hottentotten gegen das eigene stammesverwandte Germanentum! Es ist durch seine leidenschaftliche Sucht nach Macht in seiner Politik moralisch entartet. Sein Gewissen ist getötet. Selbstsucht, Heuchelei, brutale Gewalttätigkeit hat den Sinn für Ehrlichkeit und Gerechtigkeit und Menschlichkeit zerstört. Das „perfide Albion" ist immer sprichwörtlich gewesen — jetzt ist es erst vollends entlarvt!

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben. Wir möchten nicht mißverstanden werden. Wir finden kei-

nen Gefallen daran, in selbstgefälliger Weise andere anzuschwärzen, um damit hinter der dunklen Folie das eigene Bild umso glanzvoller sich hervorheben zu lassen. Wir hier in Amerika sollten augenblicklich am allerwenigsten in der Stimmung sein, mit dem Pharisäer zu sprechen: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Menschen und besonders wie dieser Zöllner (der Engländer). Nein, sagen wir, — emphatisch: N e i n! „Lerne dich selbst erkennen an anderer Fehler!" mahnte Lavater. Wir leben hier in dem großen, schönen, l i e b e n Amerika; — jawohl, wir nennen es unser „l i e b e s Amerika". Wir haben es lieb, wahrhaftig lieb, trotz all der Unbill, die wir als Amerikaner deutscher Abkunft in dieser wüsten, leidenschaftlichen Zeit haben erfahren müssen. Wir sind auf die Probe, auf die Feuerprobe gestellt worden, aber wir haben die Probe ruhmvoll bestanden. Man hat uns manches zu nehmen gesucht und manches genommen, unsere Ehre, unseren guten Namen, unsere Freude am Leben; a b e r e i n s h a b e n s i e u n s n i c h t n e h m e n k ö n n e n u n d s o l l e n s i e u n s n i c h t n e h m e n, u n d d a s i s t u n s e r e L i e b e f ü r d a s S t e r n e n b a n n e r u n d a l l e s, w a s d a s s e l b e s y m b o l i s i e r t. Auch wir reisen, so Gott will, nach dem Kriege hinüber zum alten Vaterland; aber nicht, um uns dort gemächlich niederzulassen und das Leben zu genießen, sondern um uns an den Gräbern unserer hohen Ahnen neue Kraft und Begeisterung zu holen für unsere Pflichten hier in unserem armen Amerika. Gott weiß, wie arm unser Amerika ist! — reich allerdings, überreich an Einbildung und Prätension und Phrase, aber arm, bettelarm an Selbsterkenntnis. O ja, wir haben große Staaten und Territorien, mächtige Wolkenkratzer, reiche Kornfelder und unerschöpfliche Hilfsquellen; was hilft aber tote Macht, was eine hohle Rüstung ohne belebenden Arm, was aller materieller Reichtum ohne Gewissen, ohne Gerechtigkeit, ohne den Geist der Demut, der Zucht und der Bescheidenheit, — ohne wahren, idealen Patriotismus und nüchterne Selbstbeherrschung. W e h e d e m V o l k e, d e s s e n R e i c h t ü m e r s t e i g e n, w ä h r e n d d i e M e n s c h e n s i n k e n! — und dies Wehe gilt unserem amerikanischen Volke. Je freier die Institutionen des Landes, desto strenger muß die Erziehung sein; — unsere Erziehung ist aber nicht auf Pietät und Gehorsam und Gerechtigkeit erbaut, sondern vielfach auf hohle Phrasen von Freiheit und Unabhängigkeit. Es sei denn, daß ein Volk reich ist an Tugend und Gewissenhaftigkeit, ist es nicht reich; es sei denn, daß es groß ist an Gesinnung, ist es nicht

groß; es sei denn, daß es die Geistesherrschaft sich errungen hat, wird es nicht herrschen, sondern dienen, wird es nicht ein freies und unabhängiges, sondern ein unterworfenes und geknechtetes Volk sein. Und das ist das amerikanische Volk in gegenwärtiger Zeit — ein unterworfenes und geknechtetes Volk. Darum sagen wir: armes Amerika!

Wir sprachen von dem hochbegabten und auserwählten Volk der Juden in alter Zeit, das eine kulturelle Mission hatte unter allen Völkern, diese aber zeitweise vergaß, sich imperialistischer Politik ergab und eine Allianz suchte mit Aegypten, dem Lande seiner vorherigen Knechtschaft. Gott der Herr hatte es durch Moses wunderbar aus der ägyptischen Sklaverei errettet und nun sucht es sein Heil bei dem heillosen Aegypten! Was Aegypten den Juden gewesen in alter Zeit, das ist England unserem Volke; und der Moses, der unser Volk aus der Knechtschaft Aegyptens geführt, war G e o r g W a s h i n g t o n! Kämpfe und Opfer hat es wahrlich genug gekostet. Aber anstatt dankbar zu sein für die von den Vätern errungene Freiheit und Unabhängigkeit, um dies Erbe treu zu bewahren, ist es Mode geworden, für das Land der Knechtschaft zu schwärmen; anstatt die blutig erkaufte Unabhängigkeit mit religiösem Eifer und patriotischer Leidenschaft aufrechtzuerhalten, läßt unser Volk sich geistig und moralisch, — wohl auch finanziell und politisch von dem alten Erbfeind knechten und unterjochen; anstatt wie ein Adler zum Sonnenlicht emporzusteigen im wahren amerikanischen Idealismus, gefällt unser Volk sich darin, „unter dem Schatten Aegyptens zu wohnen". Die neue Welt steht für etwas Neues. Dieses Neue ist der ideale Amerikanismus. Derselbe hat seinen geschichtlichen Ursprung in der Negation des englischen Imperialismus. Sich diesem wiederum ergeben, heißt sich selbst verleugnen, seinen Charakter, sein Wesen — sich selbst aufgeben. Es bedeutet nationalen Selbstmord begehen — es heißt seine Seele verlieren. Wollen wir das als Amerikaner, als amerikanisches Volk? Gewiß nicht. Niemand will das in unserem Volke — abgesehen von einigen verräterischen und bezahlten Agenten Großbritanniens, die wir unter uns haben auf Kanzeln und Kathedern, in Washington und in allen größeren Städten — und ganz besonders in den Redaktionsstuben unserer großen englischen (jawohl englisch — im verwegensten Sinne des Wortes!) Zeitungen. Das Volk selber ist sich einer solchen Gefahr kaum bewußt. Es läßt sich bezaubern und hypnotisieren durch englische Einflüsse — läßt sich belügen und betrügen und behumbuggen von

London aus, während es sich im Selbstwahn wiegt, im Selbstwahn in Freiheit und Unabhängigkeit und im Sonnenglanz eines idealen Amerikanismus zu wohnen — während es im finstern Schatten Aegyptens wohnt. Armes Amerika! Was dir fehlt, das ist ein neuer Moses, ein neuer Georg Washington. Aber die Sonne geht nur einmal auf am Tage — und einem Volke wird nur einmal ein Befreier geschenkt. „Was du ererbt von deinen Völkern hast — erwirb es, um es zu besitzen!"

Die Vorbedingung zu alle dem ist die Selbsterkenntnis. Vorderhand predigen wir freilich tauben Ohren. Das wissen wir nur zu gut. Die Lügenpropheten haben gegenwärtig das Wort, sie sind populär und in der Mode, falsche Propheten können sich aber auf die Dauer nicht halten. Sie werden gefangen in ihrem eigenen Netze, und dann erst, oft nach trüben Erfahrungen und schweren Verlusten, kommt die Selbsterkenntnis und triumphiert die Wahrheit. Das amerikanische Volk ist durch diesen Prozeß schon des Oefteren gegangen — es wird auch diesmal zur Wahrheit und Freiheit sich hindurcharbeiten. Wer aber für sein Volk ein Herz hat, der verschweigt nicht die Wahrheit, auch wenn sie unpopulär ist, auch wenn sie wehe tut und über ihn selbst das verurteilende „Wehe" der großen Menge bringt.

Und so wollen auch wir nicht den Mut verlieren, unser betörtes amerikanisches Volk von dem wüsten Marktplatz und den gewissenlosen Marktschreiern hinzuführen zu dem heiligen Tempel, der die Inschrift trägt: „Erkenne dich selbst!"

Wahrer Amerikanismus

Um was wird in diesem furchtbarsten aller Kriege eigentlich gekämpft? Das ist eine Frage, die vielen Amerikanern, die mit den europäischen Verhältnissen wenig oder gar nicht vertraut sind, ein unlösbares Rätsel bleibt. Bei einem Rätsel verläßt man sich aufs Raten — und da wird das Blaue vom Himmel heruntergeraten! Und wie es eben beim Raten aufs Geradewohl geht, man versucht es mit allerlei Antworten: zuerst gab man als Kriegsursache „das arme, kleine Belgien" an, und als man zur Einsicht kam, daß „Belgien" eine Folge, aber gewiß nicht Ursache des Krieges gewesen, da probierte man es mit dem Popanz „preußischer Militarismus" und beschäftigte sich mit diesem so eingehend, daß man sich schließlich in die deutsche Pickelhaube verliebte und eine Kampagne für "Preparedness" nach deutschem Muster eröffnete. Und so rät man weiter, und England und die englischen Zeitungen sorgen schon durch ihre Massensuggestion dafür, daß dies Rätselspiel zur Unterhaltung der Massen weiter fortgeführt werde. Es ist zwar eine geistlose Unterhaltung, immer den Papagei zu spielen und in gedankenloser Weise das nachzuplärren, was einem vorgeplappert wird; aber unser Volk findet Vergnügen daran —

> Denn eben wo Begriffe fehlen,
> Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein!

— aber es muß ein bombastisch klingendes, imponierendes Wort sein, denn nichts imponiert der gedankenlosen Masse mehr, als ein schwulstiges Wort, das es nicht versteht. In dieser Verlegenheit kommen viele schließlich dahin, daß sie den Schluß ziehen: dieser Krieg hat überhaupt keinen tieferen Grund und keine rationelle Ursache — er ist ein Anfall von Tobsucht, der über die Völker gekommen ist.

Das ist töricht geredet. Weiß Gott, der Krieg hat seine Ursache, und diese Ursache liegt in der Sucht nach Weltherrschaft einzelner Völker und Gruppen von Völkern. Ist das etwas Gutes und Lobenswertes oder etwas Böses und Verwerfliches? Das kommt ganz darauf an. Das

Herrschenwollen ist an und für sich etwas Menschenwürdiges, etwas Hohes und Edles. Gott der Herr hat gleich am Anfang den Menschen den Befehl gegeben: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über sie"; — damit war aber nicht gemeint, daß Kain seinen Bruder Abel aus Eifersucht totschlagen sollte! Es gibt einen Imperialismus des Geistes und einen, da „rohe Kräfte sinnlos walten" — sinnlos und brutal, getrieben von den niedrigsten Instinkten. Der erstere ist des Menschen höchster Adel und macht ihn zum Uebermenschen, während der letztere ihn schändet und zu einem „Untermenschen" — zum Unmenschen erniedrigt. Das englische Volk hat beide zu vereinen gesucht: es gefiel sich in der Rolle, an der Spitze der Zivilisation zu stehen und in geistiger Weise auf religiösem, literarischem, wissenschaftlichem und allen anderen Gebieten die Welt zu beherrschen — und niemand wird bestreiten, daß dies hochbegabte Volk in dieser Hinsicht Erstaunliches geleistet hat; aber es begnügte sich nicht damit, sondern suchte neben der geistigen Herrschaft noch die politische Weltherrschaft an sich zu raffen — zuerst selbständig in seiner „glänzenden Isolation", und als diese gefährdet erschien, da suchte es allerlei unheilige Allianzen und organisierte den Krieg jahrzehntelang im Stillen und Geheimen gegen das friedliebende deutsche Volk, das darauf ausging und dem es in bewundernswerter Weise immer mehr gelang, das geistige Imperium der Welt für sich zu erringen. Wie beim ersten Brudermord (wir denken an Kain und Abel) Neid und Eifersucht die verborgene Triebfeder war, so hier bei England in seinem Kampf gegen das Brudervolk Deutschland.

Machen wir nun die Anwendung. Auch hier in unserem „gelobten Lande" Amerika haben wir in der letzten Zeit, besonders nach dem spanischen Krieg, viel gehört von einem „Imperialismus", und zwar mit einer sehr anmaßenden, herausfordernden Betonung. Es ist viel geprahlt worden mit der Größe unseres Landes, der Einwohnerzahl, der angehäuften Reichtümer, lauter Dinge, die die niedrigeren und nicht die idealen Güter unseres Volkes darstellen, die ein rohes Selbstbewußtsein und nicht Geistesherrschaft aussprechen. Die Väter unserer Republik waren auch Imperialisten, aber im idealen und nicht im politischen Sinne des Wortes. Sie haben der Welt etwas Neues gebracht, nämlich ein Imperium des Geistes, der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit — jenen wahren „Amerikanismus", der

nicht darauf ausgeht, die Welt zu beherrschen durch die Stimme der Kanonen, sondern durch die Stimme des Gewissens, der Vernunft und der Gerechtigkeit, und ganz besonders durch das eigene konsequente Beispiel; der seine Ehre sucht, nicht in Kriegen, die er herbeiführt, sondern die er vermeidet; der in seiner Gerechtigkeit und unbestochenen Parteilosigkeit so erhaben dasteht, daß alle anderen Völker vertrauensvoll zu ihm flüchten können als zu dem Schlichter des Haders und dem Hort des Friedens. Ist das der Amerikanismus von heute?

Wenn wir unser geistiges Imperium retten wollen vor Erniedrigung und Beschmutzung, wenn wir seinen Adel und seine Ehre aufrechterhalten wollen, wenn wir es bewahren wollen, daß es nicht zum Schlagwort werde der Politiker und Demagogen oder zur heuchlerischen Maske für hungrige Beutepolitik, dann müssen wir für seine Integrität eintreten. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß der allein ein Imperialist im guten, im besten Sinne des Wortes genannt werden kann, der mehr besorgt ist um die Pflichten seines Volkes, als um seine Rechte; mehr um sein Soll, als um sein Haben; mehr um die Ehre des Ganzen, als um den Vorteil und Gewinn des einzelnen. Die Sicherheit und Ehre und Freiheit des amerikanischen Volkes darf niemals in der Alleinverantwortung irgend eines Diplomaten, Generals oder Staatsmannes ruhen — auch nicht in der Willkür seines obersten Beamten; — dafür ist das Volk verantwortlich, das ganze Volk! Und das Volk wird seine Verantwortung erst dann recht verstehen, wenn es zur Erkenntnis gekommen ist, daß ein Volk nur dann reich ist, wenn es reich ist an Tugend; nur dann groß ist, wenn es groß ist an Gesinnung; nur dann herrschen wird, wenn es die Geistesherrschaft sich errungen hat. „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk!" An unverbrüchliche Gerechtigkeit glauben und unerschütterlich daran festhalten: das ist der ideale Patriotismus, in dessen Händen allein die Ehre und der Frieden unseres Volkes sicher bewahrt bleiben kann.

Wahrer Amerikanismus kann nur dann sich behaupten, wenn das Volk darauf ausgeht, nicht zunächst seine Grenzen zu erweitern, sondern sein Leben zu vertiefen. Wo immer ein Reich dem Untergang geweiht worden ist, da zeigten sich die ersten Symptome davon in den Straßen seiner eigenen

Städte. Die Gefahr eines Volkes wie die der einzelnen Seele, ist eine innere und nicht eine äußere; desgleichen seine Ehre. Unglück kann über ein Volk durch andere kommen; aber erniedrigt kann es nur werden durch eigene Handlungen. Schaden kann von außen kommen, aber Schande nur von innen, wenn ein Volk sich selbst entehrt. Unsere Ehre hängt zunächst davon ab, daß wir uns selbst nicht entehren. Ein Mensch, der immer auf seine Ehre pocht, wird im fortwährenden Hader leben. So auch ein Volk. *Mit Ehrenhändeln, wie mit Liebeshändeln, ist es eine eigene Sache—je weniger Ehre und Liebe desto größer die Händel.* Nur ein Beispiel. Anstatt in dieser hochkritischen Zeit eine Warnung an die Bürger unseres Landes ergehen zu lassen, von den kriegführenden, bewaffneten und mit Munition schwer beladenen Schiffen fern zu bleiben, verkündet unsere Regierung, *daß die Ehre unseres Landes es erheische*, daß ein amerikanischer Bürger ungestört und unbelästigt auf irgend einem Schiffe fahren dürfe, mag kommen, was da will, auch wenn es zum Bruch führt mit einer befreundeten Macht und zum Krieg, und zu unabsehbaren Umwälzungen; — wir haben die Macht und können tun, was uns beliebt! Als Talleyrand einmal die Aeußerung hörte: „Mit Bajonetten kann man tun, was man will!“ bemerkte er: „Alles, nur sich nicht darauf setzen!“ Wehe unserem Lande, wenn es auf der betretenen Bahn weiter sich wagt und seine Ehre darin erkennt, Händel zu suchen, anstatt sie zu vermeiden, und nach der Weise Englands trotzig und herausfordernd der ganzen Welt die Stirne zu bieten!

Das Grab, die Heldenwiege der Menschheit

Frühlingswehen und Auferstehen gehören zusammen. Wäre es denkbar, das Osterfest zu einer anderen Zeit zu feiern als zur Frühlingszeit? Und ist das Erlebnis des Frühlings denkbar ohne Auferstehungsgedanken? Welch ein Erlebnis, wenn es nun wieder heißt: „Frühling ist's! Verklärung schwebt um Busch und Strauch!" — die ersten Blümlein grüßen wieder im Garten, der Weinstock fängt an zu knospen, das Bächlein zersprengt die Ketten von Eis und hüpft und springt und jodelt seine Straße bergab ins Tal; das Samenkörnlein, das den Winter über wie tot im stillen Erdengrab geschlummert, fängt an zu keimen und steigt empor zum Licht; das Vöglein baut wieder sein Nest und zwitschert sein Lied voll Freud und Wonne, das Bienlein summt, selbst die häßliche Raupe, die sich zuvor das Totenhemd angelegt, verläßt ihr Grab und steigt empor als buntschillernder Schmetterling — überall Frühlingswehen, Auferstehen! Ja, das ist ein Erlebnis!

O frischer Duft, o neuer Klang,
Nun, armes Herz, nun sei nicht bang, —
Nun muß sich alles, alles wenden!

Was ist es aber, das das arme Herz bange macht? Wir wissen es alle, und diese Zeit der Hekatomben und Massengräber erinnert uns nur zu gewaltig daran: es ist das Grab.

Das Grab ist tief und stille
Und schauerlich sein Rand,
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Wir denken an die Unzähligen, die der gegenwärtige Krieg dahingerafft hat und noch dahinrafft — „O, daß meine Augen Tränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen in meinem Volke!" — und zwar gerade die Besten, Tüchtigsten, Edelsten, „die Starken, die Schaffenden, Frohen, die wie lebendes Feuer zum Himmel lohen, die stahlharten Herzen ohne Arg und Fehle, die Gläubigen mit der Kinderseele, die Sänger und Priester, Propheten und Dichter, die ein Gott gesetzt als weisende Lichter, daß sie Klarheit fluten ins wirre Leben, daß sie

siegreiche Kraft den Ringenden geben, die Krone des neuen Tags zu erben — die fallen und sterben!" Es ist gut, daß wir mit der Zeit die Empfindung dafür verlieren, wir würden sonst so darunter leiden, daß wir es nicht ertrügen. Wir würden schwermütig werden und am Leben verzweifeln. Es ist eine Selbsthilfe der Natur, daß überall dort, wo die Kraft der Seele gegenüber den Eindrücken versagt, im gleichen Maße die Eindrucksfähigkeit zurückgeht; — sonst würden wir von solchen grausigen Erlebnissen zersprengt, aufgerieben und zerbrochen werden. Doch Ostern bringt uns dies alles wieder zum Bewußtsein, Ostern ruft uns zu den Gräbern, und wir folgen dem Rufe, wenn auch nur im Geiste — das ist das Wenigste, daß wir an den Gräbern der Gefallenen Tränen dankbarer Liebe weinen. Solcher Gang ist uns aber selber gut und heilsam. Er bringt uns auf Gedanken, wunderbare, trostvolle, erhebende Ostergedanken, die uns das Grab doch nicht so schauerlich erscheinen lassen, dasselbe vielmehr mit Frühlingsglanz verklären. Ein solcher Ostergedanke, unergründlich tief und verheißungsvoll, ist das Wort des Meisters: „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein, wo es aber erstirbt, bringt's viele Frucht." Kein Mensch kann heute ermessen, was die tausendfältige Frucht des selbstaufopfernden Todes der Heldensöhne unseres Volkes sein wird; so viel wissen wir aber, daß die Weltgeschichte gerade auf ihren Höhepunkten und in ihren größten und heiligsten Erscheinungen die Wahrheit zur Geltung bringt, daß es nichts gibt, das sich so wirksam, so fruchtbar, so lebensvoll erweist, als der freiwillige Opfertod für eine heilige Sache. Aus der Saat des Märtyrerblutes ist noch alles Große und Bleibende in der Menschengeschichte erwachsen — neben dem Ostergrabe in Josephs Garten gibt es genug andere Gräber der Edelsten und Besten, zu denen die Menschen pilgern werden für alle Zeiten als zu heiligen Stätten, weil aus ihnen heraus Leben und Ostersegen hervorgegangen ist für alle Geschlechter. Das Grab ist darum nicht eigentlich der Zerstörer aller Werte, sondern kann der Schöpfer neuer, ungeahnter Werte sein. Die heldenmütigen Streiter haben eine größere Bestimmung als nur Kanonenfutter zu sein — das wäre sinnlos und ungereimt; nein, sie leben weiter fort als Helden, sie leben viel lebendiger als viele, die hier unten ein armseliges Scheinleben führen, indem sie ihr armes, inhaltloses Leben als der Güter größtes betrachten.

Es ist ein Hügel schmal und klein,
Den mit dem Haupt du überragst,
Und doch in den du tief hinein —
Tief in den Himmel schauen magst!

Brüder, ich sage euch ein Geheimnis: Das Grab ist nicht das Ende, sondern der Anfang des Lebens, es ist die zweite Wiege der Menschheit. Aus dem Grabe geht alles Herrliche hervor. Alles Sichtbare ist nur ein Gleichnis auf das Unsichtbare. Gott schenke uns Weisheit und Verstand, daß wir die allerdings geheimnisvolle und doch so eindringliche Hieroglyphenschrift im Frühlingstempel der Natur, diese untrügliche Zeichensprache Gottes, verstehen lernen. Geht nicht der Frühling hervor aus dem Grabe des Winters? Jetzt, wo der Südwind wieder seine Auferstehungsposaune erschallen läßt, da regt und bewegt es sich, wo vorher Grabesstille geherrscht, jeder Grashalm, jede Knospe, jede Blume verkündet uns Auferstehung, Millionen Lebewesen schwärmen wieder in der Luft und wandern über den grünen Teppich der Erde. Und Gott, der solche Wunder wirkt an den niedrigeren Geschöpfen, ruft uns kleinmütigen Menschen zu: „Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?“ Schaut das Wunder des leeren Grabes am Ostermorgen und lernt seine Bedeutung erfassen! Das Grab ist die Heldenwiege der neuen Menschheit, der Born des Lebensstromes, der Grund unserer Hoffnung. Das Grab ist Lebensgesetz geworden.

Je mehr wir nach dem Aeußeren sterben, desto mehr werden wir nach dem Inneren lebendig. Statt toter Wünsche hegen wir lebendige Hoffnung. Statt toter Werke werden wir fruchtbare Reben am Weinstock. Das Grab unserer Selbstverleugnung wird die Wiege des neuen Menschen; das Grab unserer Selbstsucht die Wiege unserer Liebe. Das Rätsel des Grabes hängt aufs engste zusammen mit dem Problem des Lebens, und ist erst dieses gelöst, dann folgt die Lösung des anderen sozusagen automatisch. Nicht “memento mori!” — gedenke des Todes, sondern: „Gedenke zu leben!“ — machen wir zum Inhalt aller unserer Predigten. Nicht das Grab, sondern das Leben ist das Problem, mit dem so viele nicht fertig werden können: ich denke da mit bewegtem Herzen an die vielen gebrochenen und gescheiterten Existenzen, die nie zur Freude und zum Frieden kommen, weil der innere Kampf zwischen Tod und Leben bei ihnen nie zur Entscheidung

kommt; ich denke an die ewig Leistungsunfähigen, an die in ihrer Entwickelung Gehemmten, die nie zur Reife kommen und zur völligen Entfaltung; an die zerstreute Schar derer, die schwer vom Schicksal getroffen sind und nun gebeugt und gedrückt ihren Weg dahinschleichen — die mit dem Leben nicht fertig werden können, es ist ihnen zu schwer, zu rätselhaft, zu verworren. Sie leiden am Leben, am Kampf ums Dasein. Sie können mit Gott nicht fertig werden — sie sind immer Gottsucher, aber nie Gottfinder. Sie können mit der Welt nicht fertig werden — sie sind den Verhältnissen nicht gewachsen, immer Amboß, nie Hammer. Sie können mit den Menschen nicht fertig werden — mit allem, was sie tun, erregen sie Anstoß und Kritik. Der Krieg kann sie nicht unglücklicher machen, als sie schon sind. Ihr Unglück ist das Leben, nicht der Krieg; mancher würde sich freuen, wenn er nur in den Krieg gehen — und bleiben könnte! Das ist die Tragik des Menschenherzens, die der Apostel so ergreifend ausspricht mit den Worten: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“

Das ist das Problem aller Probleme, und nur wer dieses gelöst hat, kann zu dieser Frühlingszeit das Osterlied singen:

Nun, armes Herz, nun sei nicht bang —
Nun muß sich alles, alles wenden!

Ein offener Brief an den Präsidenten der Vereinigten Staaten

HONORABLE WOODROW WILSON,

President of the United States.

My dear Mr. President:

About a year ago, at the outbreak of the war, you, as the head of the nation, called upon the American People to humble themselves before Almighty God and pray for peace. That call has found response in the hearts of millions of God's children, who believe in the efficacy of prayer and take to heart the words of the Master, "Blessed are the peace-makers, for they shall be called the children of God," and ever since they have offered their daily petitions. As the war has grown more furious, their prayers have become more fervent and insistent. It is only too evident that these prayers have not been answered. There must be a reason. Is it not our duty to make a heart-searching inquiry for such reason? We have the divine promise that "the effectual fervent prayer of the righteous man availeth much," together with the injunction that "Righteousness exalteth a nation." We ask ourselves and we ask you, the honored head of our nation, whether these prayers for peace by the American People can bear the supreme test of such Righteousness? Is it not a humiliating fact, that whilst we have *prayed* for the poor war-cursed nations, we have at the same time been diligent, almost mad to *prey* on them, coveting and seizing their millions and hundreds of millions for the very things that kill—kill not only outright on the bloody field of battle, but react on us and kill our prayers and make them futile, yea, a heinous and blasphemous misuse of the name of God. Instead of being favored with a gracious answer to our prayers, must we not rather fear the righteous wrath of Him, who amid the thunder of Sinai has proclaimed, "I shall not hold him guiltless who taketh my name in vain"? This wholesale exportation of death-dealing weapons is certainly not a manifestation of the spirit of interceding peace-makers, but rather of wanton peace-breakers.

It may be legitimate according to man's law (although even this is disputed by most competent authority). But man's law is often deficient—"Summum jus, summa injuria." Man's law legalized slavery, God's law abolished it. In times of supreme moment, when the most vital issues are in jeopardy and exigencies arise, which no human casuistry could forsee, we as a praying nation should not only look for wisdom from above, but should also obediently yield to the law of Him, whom we invoke as "Our Father which art in heaven."

We are deeply grieved to note the continuance of the export of arms and ammunition in unprecedented and ever-increasing quantities. Our inconsistency because of this deplorable traffic has brought us ridicule, contempt and shame. Our prayers for peace have become a mockery before the nations and an abomination unto the Lord;—for only he *"can ascend the hill of the Lord and stand in His holy place, who hath clean hands and a pure heart."*

Why have our prayers not been answered?—thus sayeth the Lord: "When you spread forth your hands, I will hide mine eyes from you; yea, when you make many prayers, I will not hear: *your hands are full of blood!"* Isaja 1, 15.

G. C. Berkemeier, D.D.

Mt. Vernon, N. Y., August 10th, 1915.

An Open Letter to the President

Dear Mr. President:

There are millions of staunch American citizens, sincere in their patriotism, devoted to the institutions of our grand Republic and zealous of the good name and honor of our country, who feel deeply grieved over certain passages of your late message, containing most vehement accusations and threats, which are sure to be misconstrued and misapplied and to create bitter feeling, distrust and suspicion all over the country. It is true, you restrict your accusations to "a few," but leave it open, who the few are. We respect the prophet, who hurls the thunderbolt "*Thou* art the man!" at the guilty one, but we do not deem it just and wise to cast the cloud of suspicion upon the innocent many by hinting at a few. Indiscriminate accusation works indiscriminate mischief. What will the consequences be? We are not living in normal times. Our people are excited and many have lost their balance. Although nominally neutral, we as a people are doing everything for one party of belligerents what love and science and money can do—where love and science and money are involved, neutrality is neutralized. Our daily press throughout the country is frantic in its zeal for the one party in this world's conflict and almost frantic in its enmity against the other. Those citizens of our country who, by bonds of race and family, if not for reasons of truth and conscience, are attached to the other party, are the target of daily abuse, insults and humiliations, although otherwise citizens in good standing, law-abiding and exemplary—not seldomly given the epithet of "our best citizens"; yet at the present time they are despised and persecuted—one might say EXPATRIATED. There are perhaps as many as twenty-five millions of these in this country, not including the Austro-Hungarians, and millions of Scandinavians, Irish-Americans, Hebrews, and if "A FEW" of these many millions really have lost their heads under such daily provocations and have chosen to be the hammer instead of the anvil, it is no great wonder:—a wonder, yes a marvel it is, that under the tremendous mental and sentimental strain, they should be the infinitesimal few ex-

ceptions, whilst as a whole this element of our population has stood the supreme and heroic test of their citizenship and have remained reserved and calm and dignified and peaceful, although crushed and humiliated and heartsick under these trying circumstances. They have received little or no sympathy from their government and their President, and after this last message, crystallizing all the preceding ones, it is absolutely certain that a new persecution, more bitter and cruel than before, will be their lot. It is true, they have a sympathy for their brethren on the other side of the Atlantic, they have a love for the land of their ancestors—a love which is rooted not only in natural instincts, but in God's own commandment, "Honor thy father and thy mother." But whilst every assistance is given by our country to the enemy of their fatherland, they dare not go beyond the bounds of giving their sentimental support, and even this is denounced as a heinous crime.

Is it a wonder that they keenly feel the injustice of being denounced and ostracized and stamped as traitors in this, their own country, and by their own fellow-citizens, because they cannot share the frantic craze for one party of the belligerents? Why should the interests of a certain foreign power be the criterion for good Americanism? What you do not even hint at in your message is the thorough and complete mobilization of all our forces, political, financial, military and sentimental, strictly for the aid of the one party by our neutral America, nor the secret foreign agencies, which have been working day and night to bring this about. Is this not a case of finding fault with the mote, whilst the beam has been entirely ignored? The cry "AMERICA FIRST!" to which we subscribe with all our heart, impresses us as insincere and hypocritical on the part of many, who make this profession with words, but contradict the same by all their acts and deeds.

Mr. President, you should stand above parties and be the beloved and benevolent head of all our people, irrespective of race or nationality. We should live together in this country as a united people. It cost the blood of our fathers to purchase this Union, and it should now be preserved at all costs, and everyone who creates dissension in our national life should be looked upon as the worst kind of traitor. Mr. President, you may not know it, but you have become es-

tranged to a great part of the people of this country, who feel (rightly or wrongly), that you have no sympathy for them, that you do not understand them. For them this is inexpressibly painful and distressing. If it is true, that it is expedient that one should die than many perish, then single out the one—the few (as you call them)—who may have forgotten their duties to this, our country, but do not cast the cloud of suspicion on the many, who have clean hands and upright hearts and are beyond suspicion.

Dr. G. C. Berkemeier,
Chairman Executive Committee,
American Independence Union.

LIBRARY OF CONGRESS
0 011 563 646 7